OTTO WOLF
BUCHBINDEREI
AUGSBURG

Schmid
99
-2-

Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder.

Ein Lesebüchlein für Volksschulen.

Von dem Verfasser der biblischen Geschichte.

[Verf. Christoph von Schmid]

Zweites Bändchen.

Wiesensteig.
Druck und Verlag der Schmid'schen Buchhandlung.
[ca. 1833]

Vorerinnerung.

Wie das erste Hundert der lehrreichen kleinen Erzählungen für Kinder dem Inhalte nach größtentheils dem Alterthume angehört, so enthält dieses zweite Hundert größtentheils neue Erzählungen, die noch nirgends gedruckt sind.

Diese neuen Erzählungen sind theils Begebenheiten aus dem wirklichen Leben, theils Gleichnisse, denen man blos die Form der Erzählungen gegeben hat.

Wie das erste Hundert, so hat auch dieses zweite Hundert die Absicht, den Kindern allgemeine Lehren in einzelnen Beispielen anschaulich zu machen, ihnen kindliche Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, Vertrauen und Gehorsam gegen Gott, Abscheu vor dem Bösen, Trost im Leiden einzuflößen und ihnen auch für ihr beständiges Fortkommen in der Welt nüzliche Winke zu geben.

Zwar würden kurze Erzählungen aus der Kirchengeschichte allerdings einen größeren Werth haben; allein der Verfasser wollte keine derselben in diese Sammlung aufnehmen — weil er den Wunsch nährt, die herrlichen Züge aus dem Leben wahrer Christen, oder mit einem andern Worte, heiliger Menschen (wenn Gott Gesundheit, Leben und seine allvermögende Gnade dazu gibt) in einer besondern Schrift darzustellen.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

1. Das betende Kind.

Theresia, eine arme Wittwe, sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: „Meine lieben Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Ich habe immer so viele Arbeit mit euch, daß ich fast nichts verdienen kann. Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe; denn er ist reich und mächtig, und sagt ja selbst: „Ruft mich an in der Noth und ich werde euch erretten.“

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthüre vorbei, gieng hinein und knieete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel! wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brod und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gib uns doch etwas zu essen, damit wir samt unserer lieben Mutter nicht verhungern müssen. Ach ja, hilf uns, du bist ja reich und mächtig und kannst uns leicht helfen. Du hast es uns ja versprochen, nun, so halte auch dein Wort.“

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt und gieng dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brod, eine Schüssel voll Mehl und ein Körblein voll Eier. „Nun Gott sei Dank! rief er freudig, Gott hat mein Gebet erhört. Mutter, hat ein Engelein dieses Alles beim Fenster hereingebracht?“

„Nein, sagte die Mutter, aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare betetest, knieete die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konntest sie nicht sehen, aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deßhalb hat sie uns dieses alles geschickt; sie war der Engel, durch den Gott uns geholfen hat. Nun Kinder, so danket denn alle Gott, seid fröhlich — und vergesset in eurem Leben nicht den schönsten Spruch:

Vertrau' auf Gott und laß' ihn walten,
Er wird dich wunderbar erhalten."

---

2. Das junge Apfelbäumchen.

Gottfried und Christine waren immer darauf bedacht, ihren Eltern Freude zu machen. Einst halfen sie ihnen in dem Garten arbeiten. Da sagte der Vater: „Hier in der Ecke sollte noch ein Baum stehen. Ich muß doch machen, daß ich einen bekomme.

Da nun der Geburtstag des Vaters nahe war, so kauften die guten Kinder heimlich ein schönes junges Apfelbäumchen und schlichen sich damit am Vorabende des erfreulichen Tages in den Garten, es einzusezen.

„Wie wird sich der Vater freuen, sagten sie zu einander, wenn er morgen in den Garten kommt, und das schöne Apfelbäumchen erblickt."

Christine hielt das Bäumlein und Gottfried grub mit der Schaufel die Erde auf. Da krachte und klingelte, blinkte und schimmerte es auf einmal in dem Boden. Gottfried hatte mit der Schaufel einen irdenen Topf zerstoßen, in dem mehrere Goldstücke

und eine Menge Silbermünzen vergraben waren und nun im hellen Mondlicht glänzten.

„Ein Schaz! ein Schaz!" riefen die Kinder voll Freude, sprangen eiligst den Eltern zu und verkündeten ihnen den glücklichen Fund.

Der Vater sprach: „Gott hat eure Liebe zu euren Eltern belohnt, meine lieben Kinder! Denn immer belohnt er die kindliche Liebe, wenn gleich nicht immer auf eine seltene Art. Bleibet auch immer so gute Kinder und Gott wird euch noch bessere Schäze geben, als Gold und Silber."

Dem Kinde, das die Eltern ehrt,
Wird Glück und Heil von Gott bescheert.

---

3. Der große Birnbaum.

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaumes vor seinem Hause; seine Enkel aßen von den Birnen und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war und wo jezt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armut. „Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden sein, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte."

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: „Das kannst du leicht, wenn du es darnach angehest. Sieh, sogleich auf dem Pläzchen, wo du stehest, stecken mehr als hundert Thaler in dem Boden. Mache nur, daß du sie herausbringest."

Ich war damals noch ein unverständiger junger

Mensch und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt und sagte: „O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Birnbaum schenken, den seze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen.“

Ich sezte den jungen Stamm ein; er wuchs und wurde der große herrliche Baum, den ihr hier vor Augen sehet. Die köstlichen Früchte, die er die vielen Jahre her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Thaler ein, und überdieß ist er noch immer ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deßhalb das Leibsprüchlein des klugen Nachbars nicht vergessen, merkt es euch auch:

„Ein sicherer Reichthum ist Verstand,
Und eine arbeitsame Hand.“

---

4. Die Erdbeeren.

1.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf und wurde plözlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es gieng ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage und schenkte ihm jedesmal einen Sechser.

Eines Abends sprach aber der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind, wie ich heute

vernahm, sind deine Eltern arm. Sage mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den ich nicht mit gutem Gewissen haben könnte."

„O! sagte Agathe, seid außer Sorgen! Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflückte ich nun jedesmal ein Körblein davon, verkaufte sie in dem Flecken und bekam dafür allemal sechs Kreuzer. Meine Eltern wissen es wohl, sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfter, es gibt noch viel ärmere Leute als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsere Umstände nur immer erlauben."

Dem alten Krieger standen die hellen Zähren in den Augen und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab. „Gutes Kind, sprach er, Gott wolle dich und deine Eltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen." Ich aber erfahre nun die Wahrheit:

„Fehlt es nur nicht an gutem Willen,
So kann man vielen Jammer stillen."

2.

Nach einiger Zeit reiste ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füttern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten und besuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von seiner Wohlthäterin. „Was, rief der Offizier, ein

armes Kind hat so viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, unter dem du ehemals gedient hast, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalten machen, daß man dich im Wirthshause aufs Beste verpflege."

Er that es und gieng hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind, sprach er gerührt, deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne ein Duzend Sechskreuzerstücke geschenkt, hier hast du dafür eben so viele Goldstücke." Die erstaunten Eltern sagten: „Ach, das ist alles zu viel!" Allein der General sprach: „Nein, nein! es ist dieses nur ein armseliger Lohn, den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten."

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

---

5. Die Kirschen.

Fräulein Sabine hatte ein eigenes, sehr niedliches Zimmer; allein es sah darin sehr unfreundlich aus. Denn sie räumte es nicht auf — und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer besser in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntag Nachmittags war das Fräulein eben mit Ankleiden fertig geworden und wollte ausgehen. Da brachte die Tochter des Nachbars ein Körblein voll großer schwarzer Kirschen. Weil Tisch und Fenstersimse voll Kleidungsstücke und anderer Sachen lagen, stellte Sabine das Körblein einstweilen auf den mit blauem Seidenzeug

überzogenen Sessel, und gieng hierauf mit ihrer Mutter auf ein benachbartes Dorf spazieren.

Als Fräulein Sabine am dunkeln Abend müde auf ihr Zimmer kam, und sich sogleich niedersezte — that sie vor Schrecken einen lauten Schrei; denn sie hatte sich gerade mitten in das hoch aufgehäufte Körblein voll Kirschen gesezt.

Die Mutter kam auf den Schrei eilends mit einem Licht in das Zimmer. Aber was mußte sie sehen! Die Kirschen waren alle zerdrückt, der Kirschensaft floß von allen Seiten über den Sessel herab und Sabinens neues Kleid von weißem Taffet war so übel zugerichtet, daß sie es gar nicht mehr anziehen konnte.

Die Mutter gab ihr einen scharfen Verweis und sagte unter anderm: „Da siehst du nun, wie nöthig es ist, aufzuräumen und jeder Sache einen schicklichen Plaz anzuweisen. Du bist für deinen Ungehorsam und dein unordentliches Wesen arg bestraft. Merke dir doch einmal das Sprüchlein:

Auf Ordnung halt in allen Dingen,
Unordnung kann nur Schaden bringen.

---

6. Die Pflaumen.

Die Frau von Halden besuchte einmal den Großvater in seinem schönen Garten. Der Großvater brachte auf einem Rebblatte vier Pflaumen, die gelb wie Gold und groß wie Eier waren. Er bedauerte, daß nicht noch mehrere reif seien. Ihr möget indessen selbst zusehen, sprach er im Scherze, wie ihr vier Pflaumen unter fünf Personen austheilt, daß es gerade ausgehe."

„O das will ich, sagte Lotte, die älteste Tochter;

nur bitte ich mir aus, daß ich gleich- und ungleich benannte Zahlen ein wenig unter einander mengen dürfe."

Sie nahm die vier Pflaumen und sprach: Wir 2 Schwestern und 1 Pflaume machen 3; meine 2 Brüder und 1 Pflaume machen in allem auch 3; diese 2 Pflaumen und meine Mutter sind zusammen abermals 3. So geht alles gerade und ohne Bruch auf.

Lottens Geschwister waren mit dieser Theilung sehr zufrieden; die erfreute Mutter bestand darauf, jedes der Kinder solle eine Pflaume bekommen; der Großvater aber brachte Lotten noch überdieß den schönsten Blumenstrauß. „Denn, sagte er, Lottens sinnreiche Rechnung macht ihrem Wize sehr viel — ihrem kindlichen Herzen aber noch mehr Ehre."

Verstand und Wiz gefallen sehr,
Ein edles Herz unendlich mehr.

7. Die Weintrauben.

Wilhelmine kam an einem schönen Tage zu Anfang des Herbstes von einem Spaziergange zurück; da stand auf ihrem Arbeitstischlein ein Körblein voll Weintrauben, die theils dunkelblau, theils lichtgelb wie durchsichtiges Gold aus grünem Reblaub hervorblickten.

„Woher kommen doch, rief sie entzückt, schon so früh im Herbste diese herrlichen Trauben und wem gehören sie?"

„Sie gehören dir, sprach die Mutter. Karoline, deine Freundin im Weinlande, hat sie dir geschickt. Sie sind von den ersten Trauben, die dort reif werden.

„O wie gütig ist meine Freundin! sprach Wilhelmine. Wie freu' ich mich, daß sie so liebreich an mich denkt! Sogleich will ich an sie schreiben und ihr danken. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihr auch eine Freude machen könnte, ich würde es von Herzen gern thun."

Die Mutter sprach: „Es freut mich, daß du gegen Karoline so dankbar bist. Allein Eines betrübt mich doch in diesem Augenblicke. Sieh, wir haben seit dem Tage, da du die ersten Erdbeeren pflücktest, bis auf diese Stunde, da du diese Trauben erhieltest, eine Menge köstlicher Früchte von unsern Bäumen gepflückt; ich bemerkte aber nie, daß du dem lieben Gott so lebhaft gedankt hättest. Und ist denn nicht jede Baumfrucht ein Geschenk seiner Güte? Sollten wir nicht seine Freundlichkeit daran erkennen? Sollten wir nicht trachten, Ihm, der uns so viele Freuden macht, auch Freude zu machen? O, danke doch künftig Gott herzlicher für seine Gaben!"

Ihm, der mit seinen Gaben uns erfreut,
Weih' stets ein Herz voll Dankbarkeit.

---

8. Die Kastanien.

Kilian war ein sehr naschhafter Knabe; wo er nur einen Kreuzer bekam, vernaschte er ihn. Eines Tages sah er auf dem Obstmarkte sehr schöne Kastanien. Er kannte sie nicht und fragte die Obsthändlerin, ob die braunen Dinger gut zum Essen wären?"

„Die Kastanien da? sagte sie, das denke ich! Kaufe er einmal davon, junger Herr! Sie schmecken vortrefflich, besonders wenn man sie in heißer Asche bratet.

Kilian hatte sein Geld schon für anderes Obst ausgegeben. Indessen nahm er heimlich ein Paar Hände voll Kastanien und steckte sie in die Tasche.

Als er nach Hause kam, schlich er in die Küche, und da eben Niemand darin war, so legte er die Kastanien in die heiße Asche. Sie fiengen bald an, von der Hize zu pfeifen. Das freute ihn, und er legte noch einige glühende Kohlen auf die Asche und blies mit vollen Backen darein.

Plözlich zersprang eine Kastanie mit großem Knalle und Asche und Kohlen fuhren ihm mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß er nicht mehr sah, wie blind umhertappte und laut weinte und jammerte.

Auf den Knall und das Jammergeschrei liefen alle Leute in die Küche und sein Diebstahl kam an den Tag. Der kleine Dieb mußte viele Schmerzen ausstehen, bis seine Augen wieder geheilt waren. Er bereute es mit heißen Thränen, so schlecht gehandelt zu haben und sagte öfters:

„Das Naschen führt zur Dieberei,
Bringt Schande, Schmerz und bitt're Reu'."

---

9. Der Apfel.

1.

Die kleine Albertine hatte ihren fünften Geburtstag erlebt; ihr Taufpathe besuchte sie nach Tische und schenkte ihr ein seltenes Goldstück.

Während nun ihn die Eltern mit Wein und Kuchen bewirtheten, und über allerlei Angelegenheiten mit ihm redeten, gerieth das Kind mit dem Goldstück vor die Hausthür.

Da gieng eben ein Weib mit einem Korbe voll

Obst vorbei. „Sieh, sagte Albertinchen, ich habe ein schönes Geld!" „Sieh, sagte das Weib, mein Apfel da ist doch noch viel schöner. Ich gebe ihn dir aber doch für dein Geld, weil du so artig und mir so lieb bist."

Das Kind gab das Goldstück freudig hin und griff mit beiden Händen nach dem Apfel. Hierauf sprang es in die Stube und rief: „Da sehet einmal, was ich für meinen gelben Kreuzer für einen schönen rothen Apfel eingekauft habe!"

Das Weib war eilends entlaufen und nirgends mehr zu finden. Die Eltern jammerten und zankten mit dem Kinde. Der Taufpathe aber sagte: „Ach, wie viele Menschen handeln eben so thöricht, wie dieses Kind!"

Wie Manchem ist sein ewig Heil —
Für schlechte Erdengüter feil!

2.

Der Taufpathe, der ein vermöglicher Handelsmann war, gieng nun wieder nach Hause. Abends kam ein Weib mit einem leeren Korbe in seinen Laden. Sie kaufte Kaffee und Zucker und gab ihm ein Goldstück, es zu wechseln.

Er aber sagte: „Ei ei, wie kommst du zu dem Goldstücke, deßgleichen weit und breit keines mehr zu finden ist? Ich kenne dieses Geld sehr gut und deßhalb — auch dich. Warte, ich will dich lehren, den Kindern Aepfel für Goldstücke zu verkaufen!"

Er ließ sie nicht mehr zum Laden hinaus und schickte seinen Ladendiener zum Stadtrichter. Sogleich kamen zwei Gerichtsdiener und nahmen die Betrügerin gefangen. Am andern Tage stellte

man sie an den Pranger und hängte ihr eine Tafel an den Hals, auf der geschrieben stand:

Es folget Strafe, Schimpf und Schmach
Dem Diebe auf dem Fuße nach.

---

10. Die goldenen Nüsse.

Am heiligen Weihnachtsabende standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume, dessen grüne Zweige mit schimmernden Lichtern und allerlei bunten Sachen herausgepuzt waren. Dem kleinen Peter stachen besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen und er wollte sie haben.

Die Mutter sagte: „Die Nüsse zieren den Baum gar schön, wir wollen sie deßhalb hängen lassen. Sieh, da hast du andere Nüsse." Allein Peter rief heulend: „Ich mag keine braunen Nüsse; ich will goldene Nüsse. O, die müssen süße Kerne haben!"

Die Mutter dachte, man könne gar oft eigensinnige Kinder nicht besser strafen, als wenn man ihren Willen thue. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse und theilte die braunen unter die übrigen Kinder aus.

Peter war sehr erfreut und klopfte die schönen Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdrusse waren alle hohl und seine Geschwister lachten ihn aus.

Der Vater aber sprach: „Die Nüsse waren nur zum Anschauen, nicht zum Essen bestimmt. Ich leimte daher blos Nußschalen zusammen und überzog sie mit ein wenig falschem Gold. Uebrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen

Nüssen, die außen von Gold und innen hohl sind. Merkt euch daher die gute Lehre:

Kind, traue nicht dem äußern Schein,
Sonst wirst du leicht betrogen sein.

---

11. Die Nußschale.

Der alte Graf von Nordstern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böse Menschen wurden deßhalb über ihn so aufgebracht, daß sie zusammen schwuren, ihn zu ermorden. Wirklich bestellten sie auch einen Meuchelmörder, der ihn in der nächsten Nacht ermorden sollte.

Der edle Graf ahnte nicht, was ihm bevorstand. Am Abende besuchten ihn noch seine Enkel, die sehr liebenswürdige Kinder waren. Er war in ihrer Mitte sehr fröhlich und vergnügt und bewirthete sie mit Aepfeln, Birnen, Trauben und Nüssen. Nachdem sie fort waren, begab er sich zur Ruhe, empfahl sich in den Schuz Gottes und schlief unbesorgt ein.

Allein um Mitternacht trat der Mörder, der sich heimlich in den Palast eingeschlichen hatte, leise in das Zimmer. Der gute Graf schlief; ein kleines Nachtlicht brannte hinter einem grünen Schirme; der Mörder erhob in seiner rechten Hand den Dolch von scharf geschliffenem Stahl und näherte sich dem Bette.

Allein plözlich krachte es in dem Zimmer so laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, sah den Mörder, nahm an der Wand neben seinem Bette eine Pistole und zielte auf ihn. Der Bösewicht erschrack, ließ den Dolch fallen und

bat um Gnade. Er mußte sich gefangen geben und seine Mitschuldigen entdecken.

Der Graf sah nach, wodurch das heftige Krachen entstanden war. Und sieh, eines der Kinder hatte von ungefähr eine Nußschale auf den Boden fallen lassen und der Mörder war darauf getreten. „Guter Gott, rief der Graf, so hat denn unter deiner Leitung eine Nußschale mir das Leben gerettet, eine Verschwörung vereitelt und die Uebelthäter dem Schwerte der Gerechtigkeit ausgeliefert.“

Es ist ein Gott, der über gute Menschen wacht,
Und böse Anschläg' leicht zu nichten macht.

12. Das Rosenstöckchen.

Amalie hatte in einem Blumenstock ein Rosenstöckchen gezogen, das schon zu Anfang des Frühlings die schönsten rothen Knospen trug. Denn an jedem lieblichen Tage stellte sie es vor das Fenster und jeden Abend, oder wenn rauhe Lüfte wehten, nahm sie es sorgfältig wieder herein.

Nur eines Abends hielt sie es nicht für nöthig, weil die Luft draußen ziemlich mild und lau war. Allein des Morgens darauf war das schöne blühende Rosenstöcklein von dem Reifen ganz versenkt. Amalie betrachtete es jammernd und sagte weinend: „So hat denn eine einzige Unvorsichtigkeit alle meine vorige Sorgfalt vereitelt.

Die Mutter aber sprach: Der kleine Unfall, der für dich so traurig ist, kann dir zu großem Segen werden! Siehe da, was der Reif der Rosenblüte ist, das ist der Unschuld die Verführung. Und um die Unschuld zu bewahren, ist eine unausgesezte Sorgfalt und beständige Aufmerksamkeit nothwendig.

Die Rose sei das Bild der Unschuld dir,
Ein rauher Hauch zerstöret ihre Zier.

13. Die Rose.

Die kleine Philippine trat Morgens an einem Sonntage festlich gekleidet aus der Hausthür. „Ei wie schön und hold, wie frisch und roth!" sagte ein fremder Mann, der eben mit dem Nachbar redete. Philippine neigte sich höflich gegen ihn und dankte ihm für den Lobspruch. Beide Männer fiengen an zu lachen. Der Nachbar aber sprach: „Dich hat er nicht gemeint, du eitles, bleiches Ding, sondern die schöne Rose, die du vor die Brust gesteckt hast. Diese Rose ist die erste, die wir in diesem Jahre sehen."

Wie oft betrügt die Eitle sich,
Und macht sich dadurch lächerlich!

14. Die Lilie.

Mitten in Luisens freundlichem Blumengärtchen stand auf einem runden, grün eingefaßten Beetchen eine unvergleichlich schöne weiße Lilie in voller Blüte. Die holde Luise, selbst noch nicht viel höher als ein Lilienstengel, betrachtete jeden Morgen die schönen Blumen, wie sie im röthlichen Morgenstrahle von Thau funkelten und blickte dann mit Entzücken und voll Dankes zu demjenigen auf, der Sonne, Thau und Blumen geschaffen hat. Luisens Eltern freuten sich der reinen frommen Freuden ihrer Tochter und sagten sich leise: „Sie ist selbst eine schuldlose, schön aufblühende Lilie."

Allein ehe ein Jahr vergieng, starb Luise und

als nun die Lilie wieder blühte, gedachte die Mutter ihrer verblichenen Luise und vergoß heiße Thränen. Da sprach der Vater: „Als diese schöne Lilie hier noch eine junge Pflanze war, und in einem Winkel des Gartens aufsproßte, hob ich sie aus der Erde und unsere Luise ward darüber betrübt und sagte, es sei Schade um das schöne Gewächs. Da aber die Lilie an eine bessere Stelle verpflanzt, die Zierde dieses Gärtchens war, freute sich Luise und dankte mir, daß ich die Blume versezt hatte. Darum weine nicht, liebe Mutter, sondern freue dich vielmehr. Unsere Luise, die an Unschuld und Schönheit dieser Lilie glich, blüht ja nun dieser Erde entnommen, im Paradiese.

Sie ward von Gottes Hand —
Versezt ins bess're Land.

15. Die Nelke.

Ein Gärtner hatte in seinem Garten eine prächtige Nelke gezogen, deren zarte Farben und herrlichen Wohlgeruch Jedermann bewunderte.

Da kam nun einmal ein vornehmer Herr und seine Gemahlin in den Garten und betrachteten die Blumen.

Allein der Herr sagte: „Die Farben der Nelke sind ganz und gar nicht besonders, der Geruch ist übrigens sehr gewürzhaft und überaus angenehm."

Die Frau aber rief: „Nein, nicht so! Es ist gerade umgekehrt. Die Farben der Blumen sind ganz unvergleichlich schön, aber leider hat sie ganz und gar keinen Geruch."

Der Gärtner konnte diese seltsamen Urtheile

nicht begreifen, bis er endlich merkte, daß der Herr nicht weit wohl sah und die Frau eben den Schnuppen hatte.

Da sagte der Gärtner bei sich selbst: „Wie es meiner schönen, wohlriechenden Nelke gieng, so geht es oft den edelsten, ja heiligsten Dingen. Mancher Mensch tadelt dieselben, weil sein Gesicht zu schwach oder seine Nase nicht fein genug ist, ihre Vollkommenheit wahrzunehmen."

Kann dich das Beste nicht vergnügen,
So muß an dir der Fehler liegen.

---

16. Das Maiblümchen.

Die kleine Rosine, die Tochter eines armen Taglöhners, war krank. Luise, die Tochter des Amtmanns, brachte ihr, weil das kranke Kind sonst nichts genießen konnte, täglich ein Schüsselchen voll Suppe.

Als Rosine wieder gesund war, sagte sie: „Das liebe Fräulein hat mir in meiner Krankheit viel Gutes gethan. Sie selbst nahm sich immer die Mühe, mir die Suppe zu bringen. Wenn ich ihr nur auch eine kleine Freude machen könnte!" Indessen hörte sie, daß Luise die Maiblümchen ungemein gern habe. Sie gieng daher vom ersten Mai an fast täglich in den Wald, um für Luisen das erste Sträußchen von den lieblichen Blümchen zu pflücken. Nach langem Suchen erblickte sie endlich tief im Walde, im Schatten einer alten Eiche, mehrere Maiblümchen.

Wie sie nun die Blümchen voll Freude abpflückte — da hörte sie in dem nahen Dickicht zwei Räuber mit einander reden.

„Du, sagte der Eine, jetzt können wir uns an dem Amtmann rächen, der meinen Bruder in das Zuchthaus gebracht hat. Sieh, da habe ich den Schlüssel zu der Thür des Amthauses, den die dumme Magd an der Hausthüre stecken ließ.“ „Gut, sprach der Andere, wir wollen heute Nacht den Amtmann mit Weib und Kind ermorden und dann die volle Amtskasse ausleeren.“

Rosine schlich sich mit ihren Maiblümchen erschrocken davon, brachte sie Luisen und erzählte, was die Räuber gesagt hatten. Der Amtmann bestellte heimlich einige bewaffnete Männer und wachte mit ihnen im Hausgange. Um Mitternacht kamen die Räuber wirklich zur Thür herein, wurden gefangen und in der Folge für ihre böse That bestraft.

Der Amtmann aber sagte zu seiner Tochter: „Liebe Luise, deine Wohlthätigkeit hat über unser Haus einen großen Segen gebracht. Du hast die arme Rosine mit ein wenig Suppe gespeiset, sie aber hat uns allen das Leben gerettet.“

Theil mit dem Hungrigen dein Stücklein Brod,
Er rettet dich vielleicht aus größter Noth.

---

17. Das Veilchen.

Fräulein Emma hatte gemeint, es gebe nur blaue Veilchen; da fand sie einmal in dem Schloßgarten nebst den blauen, einige Veilchen, die weiß wie Schnee, und einige andere, die, zumal im Glanze der Morgensonne, roth wie Glut waren. Sie pflückte ein blaues, ein weißes und ein rothes Veilchen und brachte alle voll Freude der Mutter.

Die Mutter sprach: „Man findet die dreierlei

Veilchen zwar nicht so selten, als du denkst, indeß ist es immer ein glücklicher Fund, wenn du nie vergissest, was jedes der drei Blümlein bedeutet. Das Veilchen mit der bescheidenen dunkelblauen Farbe ist, wie du öfter gehört hast, ein Sinnbild der Demut; das schneeweise Veilchen sei dir ein Sinnbild der Unschuld; das rothe Veilchen aber bedeutet: du sollst stets ein sanft glühendes Gefühl für alles Gute im Herzen haben."

Dem Fräulein gefiel diese Auslegung sehr wohl; die Mutter aber gab ihr Abends ein Bild, worauf sie die drei Veilchen, ein blaues, ein weißes und ein rothes, gestickt und darunter gesezt hatte:

Der Unschuld schönste Blüte
Sind Demut, Unschuld, Güte.

---

18. Das Vergißmeinnicht.

„Mutter! sagte einst Sophie, warum heißt man denn die schönen himmelblauen Blümchen hier an dem klaren Bächlein — Vergißmeinnicht?"

„Liebes Kind! sprach die Mutter, ich begleitete einst deinen Vater, als er weit fortreisen mußte, bis an diesen Bach. Da sagte er zu mir, ich solle, so oft ich ein solches Blümchen sehe, an ihn gedenken, damit ich seiner nicht vergesse. Von dieser Zeit an nannten wir diese Blümchen — Vergißmeinnicht."

Sophie sagte: „Ich habe mich noch nie von Eltern, Geschwistern oder Freunden trennen müssen. Ich weiß daher nicht, an wen mich ein solches Blümlein erinnern könnte."

Die Mutter sprach: „So will ich dir Jemanden nennen, an den dich das Blümchen erinnern soll—

es ist derjenige, der es geschaffen hat. Jede Blume im Garten oder auf dem Felde ist ein Vergißmeinnicht, das an den Schöpfer erinnert. Ja —

Ein jedes Wiesenblümchen spricht:
Vergiß des lieben Gottes nicht.

---

19. Die Resede.

„Aber warum haben sie doch immer dieses kleine, grüne Kräutlein in dem zierlichen Topfe hier auf ihrem Fenstersimse stehen?“ fragte Fräulein Blandine ihre Mutter. „In unserm Garten blühen doch eine Menge Blumen, womit erwarb sich gerade dieses unbedeutende Pflänzchen vor allen übrigen Gewächsen ein solches Vorrecht?“

„Es ist wahr,“ sprach die Mutter, „dieses zarte Gewächs, Resede genannt, prangt weder mit dem Purpur der Rose, noch mit dem weißen Atlasglanze der Lilie, noch mit der bunten Farbenpracht der Tulipane; allein seine unansehnliche, schmucklose Blüte hat einen so milden, sanften Geruch, daß er selbst den Wohlgeruch der Rose übertrifft, und noch spät im Herbst, ja sogar im Winter, wenn längst alle Blumen verwelkt sind, erfreut es uns mit seinem erquickenden Dufte. Die Resede ist deßhalb ein Bild der stillen Tugend, die ohne allen äußern Glanz durch innere Güte jedes fühlende Herz für sich einnimmt und dann noch besteht, wenn schon so manche Schönheit längst verblüht ist.“

Mehr als der Schönheit Blüte
Sei dir bescheidene Güte.

---

20. Das Blumenkörblein.

Die Frau von Grünthal saß eines Morgens in ihrem Zimmer. Ihre sechs blühenden Kinder waren um sie versammelt. Zwei Knaben lasen und schrieben, zwei Mädchen strickten und die zwei kleinsten Kinder spielten mit einander. Da kam der Gärtner mit einem Körblein voll Blumen, stellte es auf den Tisch und sagte, er bringe es den Kindern zum Geschenke.

Die Kinder drängten sich sogleich alle jubelnd um das Körbchen und betrachteten die schönen Blumen. Die Mutter stand dabei und freute sich noch mehr über die fröhlichen Gesichter ihrer Kinder, als über die lieblichen Blumen.

Aber sieh — da fiengen die Blumen an, sich wie von selbst zu regen, und plötzlich erhob eine giftige Natter zischend ihren Kopf aus den Blumen. Die Kinder flohen mit Entsezen nach allen Seiten.

Der Gärtner tödtete die Natter, die eine der gefährlichsten Schlangen war, und sagte, er habe das Körblein gestern Abends schon mit Blumen gefüllt; allein da er die Herrschaft nicht zu Hause angetroffen, es in den Garten gestellt, damit die Blumen mit Thau benetzt würden und frisch bleiben. Da müsse die Schlange, ohne daß er etwas davon merkte, hineingekrochen sein.

Die Mutter rief die erschrockenen Kinder wieder zusammen und sprach zu ihnen: „Euer Schrecken kann euch für euer ganzes Leben heilsam sein. Seht da, so versteckt sich unter den Lüsten und Freuden dieser Welt die Verführung. Seid daher vorsichtig und vergeßt nie das Wort eurer Mutter:

Oft findet man bei dem Vergnügen
Die Schlange unter Blumen liegen.

21. Der Blumenkranz.

Ein ehrwürdiger Greis, mit blühendrothen Wangen und schneeweißem Scheitel, feierte seinen achtzigsten Geburtstag. Seine Kinder versammelten sich um ihn, wünschten ihm Glück, und küßten unter Thränen der Freude und Rührung ihm die Hände. Seine Enkel überreichten ihm als ein Sinnbild seiner blühenden Gesichtsfarbe bei weißen Haaren, einen Kranz von Rosen und Lilien.

Der Großvater sprach: Diese Krone von Rosen und Lilien ist wohl sehr schön und liebreich: allein die schönste Krone der Eltern und Großeltern sind Kinder und Kindeskinder, die schön wie Rosen blühen, und rein und schuldlos sind wie die Lilien. Ich will daher den Blumenkranz abmalen lassen — und in der Mitte des Kranzes sollen mit goldenen Buchstaben die Worte stehen, die jedes von euch in sein Herz schreiben soll:

„Dein Sinn und dein Verlangen
Sei immer lilienrein,
So werden deine Wangen
Stets schöne Rosen sein."

22. Die schöne Purpurfrucht.

Der kleine Ludwig besah in dem Garten die fremden Gewächse, die in zierlichen Töpfen auf dem Blumengestelle prangten. Da erblickte er an einer niedrigen Staude mit schönen dunkelgrünen Blättern eine länglichte Frucht, deren prächtiges Roth wohl Purpur und Scharlach übertraf.

„Welch' eine wunderschöne Frucht!" sprach er. „In dem ganzen Garten gibt es keine schönere. O, die muß wohl auch recht gut schmecken!" Er schaute sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe, riß die Frucht ab und fieng an, sie zu essen. Allein plötzlich war es ihm nicht anders, als hätte er brennendes Feuer im Munde. Er spuckte die Frucht heulend und schreiend wieder aus; allein das heftige Brennen und Beißen wollte gar nicht nachlassen.

Da kam die Mutter herbei und sagte: „O du ungehorsames Kind! Wie oft habe ich es dir schon gesagt, was du nicht kennst, sollst du auch nicht essen. Nun bist du für deinen Ungehorsam gestraft, und es ist nur gut, daß du nichts hinunter geschluckt hast, sonst könnte es dich das Leben kosten. Diese Frucht, die man den spanischen Pfeffer nennt, ist übrigens ein rechtes Bild der Sünde, die uns mit betrüglichem Scheine lockt, deren Genuß aber nur Schmerz und Tod bringt."

Willst du der Sünde Lust genießen,
So wirst du stets es schrecklich büßen.

---

23. Der Goldstrauch.

Der junge Eduard hatte seine Lust daran, die Leute zum Besten zu haben. Einst schrieb er in seinem Zimmer einen Brief und hatte sechs neue Dukaten auf seinem Schreibtische liegen, die er in den Brief einschließen wollte.

Emilie, sein kleines Schwesterchen, kam in das Zimmer, sah die blinkenden Goldstücke liegen und sagte: „Bruder, wo wächst doch das Gold?"

Eduard sagte: „Die Dukaten wachsen auf dem

Goldstrauche. Man steckt sie wie die Bohnen in die Erde; da werden große Sträuche daraus, die voll Dukaten hängen."

Er schrieb eifrig weiter. Emilie aber nahm, ohne daß Eduard darauf achtete, die Dukaten, lief in den Garten und steckte sie in die Erde. Als er aber mit dem Briefe fertig war, kam sie wieder herein und sagte: „Eduard, jetzt wirst du recht viele Dukaten bekommen; ich habe sie schon ausgesäet."

Eduard sprang verdrießlich auf, nahm Emilien bei der Hand, eilte mit ihr in den Garten und sagte: „Sogleich sag' mir, wo hast du die Dukaten hingesteckt?" Allein entweder wußte das Kind das rechte Plätzchen nicht mehr zu finden, oder einer der Tagwerker, die in dem Garten arbeiteten, hatte das Geld heimlich herausgenommen. — Kurz, die Dukaten waren verloren.

Als der Vater die Geschichte vernahm, sprach er: „Eduard, du hast mit deiner Lüge die Strafe von sechs Dukaten wohl verdient. Emilie war freilich sehr einfältig, daß sie die Dukaten aussäen wollte; du aber bist sehr boshaft, daß du immer Lügen ausstreuest!"

Die Lügen sind ein böser Samen,
Aus dem nie gute Früchte kamen.

---

24. Das Mohnkörnlein.

Ein Kaufmann kam von einer weiten Reise über das Meer zurück und brachte allerlei Kostbarkeiten nach Hause. Seine Anverwandten bewillkommten ihn freudig und er erlaubte ihnen, von den mitgebrachten schönen Sachen nach Belieben ein Stück auszuwählen.

Jeder der Männer wählte entweder eine reiche Goldstufe, oder eine rothe ästige Koralle, oder eine Meerschnecke, die fein bemaltem Porzellane glich; die Frauen suchten sich bunte Seidenzeuge, oder eine Schnur guter Perlen.

Ein sehr verständiger Mann aber griff nach einem kleinen zusammengelegten Papier, auf dem das Wort „Mohnsamen" geschrieben stand. Als er es öffnete, war aber nur noch ein einziges Samenkörnlein darin; die übrigen waren, weil sie so gar winzig klein sind, auf der Reise herausgefallen und verloren gegangen.

Die Umstehenden lachten ihn aus; er aber sprach: „Je nun, auch dieses einzige Körnlein ist mir genug. Der Mohn ist zwar hier zu Lande noch gänzlich unbekannt. Ich weiß aber dennoch so viel von ihm, daß ich dieses kleine Körnlein allen diesen Schätzen hier weit vorziehe."

Er brachte das Körnlein in seinem Garten mit großer Sorgfalt in die Erde und bekam noch im nämlichen Jahre so viel Samen, daß er im nächsten Jahr ein großes Stück Land damit anbauen konnte. Als die Leute zuerst den prächtig blühenden Acker voll großer Purpurblumen sahen und dann erst das reine schöne Oel kosteten, das aus den Samenkörnern bereitet ward, begriffen sie, jenes einzig kleine Körnlein werde eine große Wohlthat über das ganze Land bringen und sagten einmüthig:

„Die Segensfülle ist unendlich groß,
Die Gott ins kleinste Samenkorn verschloß."

---

25. Die Kürbisse.

Andreas, der Sohn eines Bauers, hatte auf seinem Kasten mehrere goldgelbe Kürbisse stehen, die ihn sehr freuten. Eines Tages waren sie ihm alle weggekommen und er war darüber sehr aufgebracht. Er klagte es dem Vater, der mit der Mutter eben in die Stadt fahren wollte.

„Mache von den Kürbissen nicht so viel Aufhebens, sagte der Vater, und geh' an deine Arbeit. Schlage diesen Nachmittag das Korn droben auf dem Boden fleißig um, und ich stehe dir dafür, du sollst deine Kürbisse wieder bekommen."

Abends kam der Bauer wieder zurück und fragte: „Hast du den Kornhaufen umgestürzt?" „Ja!" sagte der Sohn. „Sind deine Kürbisse zum Vorschein gekommen?" fragte der Vater weiter. „Nein!" antwortete der Sohn.

„O du frecher, unverschämter Lügner! rief jetzt der Vater mit zorniger Stimme: habe ich dich jetzt ertappt? Sieh, ich wollte dich nur prüfen, und habe deßhalb die Kürbisse an verschiedenen Stellen in dem Kornhaufen versteckt. Wenn du das tapfer herumgeschaufelt hättest, so hättest du sie sicher gefunden. Jetzt aber ist deine Lüge am Tag. Der Sohn aber wurde feuerroth vor Scham und bat den Vater flehentlich um Verzeihung. Der Vater sprach: „Ich will dir verzeihen, wenn du mir versprichst, den Spruch nie zu vergessen, sondern ihn recht oft zu bedenken:

Es kommt einst der Tag voll Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken.

---

26. Der Kohl.

Eine fleißige Mutter baute in ihrem Garten Gemüse aller Art. Eines Tages sagte sie zu ihrer Tochter: „Lieschen, sieh da an der untern Seite dieses Kohlblattes, die kleinen, netten gelben Dingerchen. Das sind die Eilein, aus denen die verderblichen Raupen kommen. Suche den Nachmittag alle Blätter ab und zerdrücke diese Eilein, so wird unser Kohl immer schön und unversehrt bleiben."

Lieschen dachte, zu ihrer Arbeit sei es allemal noch Zeit und vergaß am Ende gar darauf. Die Mutter war einige Wochen nicht wohl und kam nicht in den Garten. Als sie aber wieder gesund war, nahm sie das saumselige Mädchen bei der Hand und führte es zu den Kohlbeeten — und sieh, aller Kohl war rein abgefressen. Man sah davon nichts mehr als die Stengel und die Gerippe der Blätter. Das erschrockene und beschämte Mädchen weinte über ihre Nachläßigkeit. Die Mutter aber sagte: „Thu doch, was heute sein kann, sogleich heute, und verschiebe niemals etwas auf morgen."

„Noch wichtiger aber, sprach die Mutter, ist eine andere Lehre, die gleichsam auf diesen übel zugerichteten Blättern geschrieben steht:

„Das Böse mußt du anfangs gleich zernichten,
Sonst wird's am Ende dich zu Grunde richten."

27. Reis und Stroh.

Eine arme Wittwe und ihre zwei Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüsche, wo sie Reisholz gesammelt hatten, zurück in ihr

Dorf. Die Mutter trug einen großen und jeder der Knaben einen kleinen Büschel Weidenreis auf dem Kopfe, das mit einem Strohbande zusammengebunden war.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt und sie baten ihn um ein Almosen. Der reiche Mann sagte aber zur Wittwe: „Ihr braucht nicht zu betteln, übergebt die zwei Knaben mir, da sollen sie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.“ Die Mutter hielt das für Scherz, allein der Kaufmann versicherte, es sei wirklich sein Ernst. Sie willigte endlich ein und der Kaufmann ließ den einen Knaben das Korbmachen und den andern das Strohflechten lernen.

Nach drei Jahren kamen sie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die schönsten Körbe und die feinsten Strohhüte und überlieferten die Waren dem Kaufmann. Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Dukaten und sprach lächelnd zur Mutter: „Nicht wahr? ich habe Wort gehalten.“

O bleibt stets dem Fleiße hold,
Er wandelt Stroh und Reis in Gold.

---

28. Der Splitter.

Ein ehrlicher Amtsbote, der eine große Summe Geldes bei sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, erschlagen und ausgeraubt. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bei angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenschein. Da

sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube gieng, bemerkte er mit Entsezen, daß an des Amtsdieners Knotenstock, der neben der Thüre lehnte, ein solcher Splitter fehle, und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich den Befehl, den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen und in Ketten zu legen.

Der Bösewicht leugnete anfangs trozig die That — allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte und gestand nun Alles ein. Er habe, sagte er, es gewußt, daß der Amtsbote dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den Amtsboten, der immer sein guter Freund war, zu ermorden. Den Pack mit dem Gelde hatte er uneröffnet unter seinem Holzstoße verborgen, und so das Geld, wegen dessen er den Mord begieng, nicht einmal gesehen! Er wurde unter einem großen Zulauf des Volks durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das Vergehen an den Tag gebracht habe.

Flieh', Mensch, jede böse That und scheu
Des Höchsten strafende Gerechtigkeit.

---

29. Der Eichbaum.

Ein Schäfer saß in dem Schatten einer Eiche, und sein kleiner Sohn saß neben ihm. Da kamen drei fremde Männer, die unter der Landmiliz

dienten und in ihren blau und rothen Monturen und mit ihren Bärenmützen und glänzenden Waffen ein sehr kriegerisches Aussehen hatten.

Sie blieben stehen und bewunderten die prächtige Eiche. „Ein schöner Baum, sagte der Eine, wenn sein Holz zum Verkohlen taugte, wollte ich wohl etwas daran gewinnen!“ „Das könnte wohl sein, Kohlenbrenner!“ sagte der Schäfer.

Der Andere rief: „Wenn ich den Baum abschälen dürfte, so könnte ich mich auf ein ganzes Jahr mit Lohe versehen.“ „Wohl wahr, Gerber, sagte der Schäfer, es wäre aber doch Schade um den schönen Baum!“

Der Dritte sprach: „Ei, ei, wie hängt der Baum so voll Eicheln! Wenn ich sie meinen Schweinen verfüttern könnte, da wollte ich gute Würste zu Markt bringen.“ Der Schäfer sagte: „Die Eicheln werden bald versteigert, da müßt Ihr auch darauf bieten, Meister Mezger.“

Als die drei Männer fort waren, sagte der Knabe des Schäfers: „Vater, kennst du diese Männer schon länger?“ „Nein, sprach der Schäfer, ich sehe sie heute zum ersten Mal.“ „Aber, fragte der Knabe weiter, woher weist du denn, daß der Erste ein Köhler, der Zweite ein Gerber und der Dritte ein Mezger sei? Man sieht es ihnen ja nicht an; sie sind ja alle drei wie Soldaten gekleidet.“

„An den Kleidern, sprach der Vater, merkte man es freilich nicht; ich nahm es aber aus ihren Reden ab. — Jeder Mensch redet gerne von seinen Geschäften; am allerliebsten aber von dem,

wovon ihm das Herz voll ist. So reden gute Menschen nur Gutes, böse Menschen hingegen verrathen sich bald durch böse Reden und so kann man sie leicht kennen lernen und sich vor ihnen in Acht nehmen."

Was tief im Menschenherzen steckt,
Der Mund des Menschen bald entdeckt.

---

30. Die Rosen und die Bienen.

Adolph wollte einmal eine Rose pflücken, und stach sich an den Dornen, daß er brennende Schmerzen fühlte; ein anderes Mal wollte er von einem Bienenstocke Honig naschen, und die Bienen versetzten ihm mehrere sehr schmerzliche Stiche.

„Aber warum, sprach er zu seinem Vater, haben doch die schönen Rosen so spizige Dornen und die honigreichen Bienen so giftige Stacheln?"

„Es ist nur zur Erinnerung, sprach der Vater, daß selbst das Schöne und Süße in der Natur den unvorsichtigen Menschenkindern verderblich werden könne. Laß es dir deßhalb gesagt sein:

Was schön und süß hat man wohl gern,
Doch die Gefahr bleibt niemals fern.

---

31. Der Haushahn.

Zwei Räuber stiegen um Mitternacht auf einer Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um dem reichen Müller sein Geld zu rauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, krähte nicht weit von ihnen der Haushahn. Der jüngste Räuber fuhr zusammen und sagte leise: „Der Hahn hat mich

recht erschreckt; wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte aufkommen.“ Du furchtsamer Tropf! sprach der Aeltere, wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder, dann kräht kein Hahn darnach! Die Bösewichter ermordeten auch wirklich den Müller und machten sich mit dem Gelde davon.

Drei Jahre nachher blieben sie einmal in dem Wirthshause eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krähte der Hahn ganz nahe bei ihnen so laut, daß sie davon erwachten. „Der verwünschte Hahn, sprach der ältere Räuber, ich könnte ihm gleich den Kragen umdrehen. Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider.“ „Geht's dir auch so, wie mir,“ sprach der Jüngere. „Wir hätten den Müller nicht umbringen sollen. Denn seit der Zeit geht mir, so oft ein Hahn kräht, ein Stich durch das Herz.“

Sie schliefen wieder ein, aber gegen Morgen drangen bewaffnete Männer in die Kammer und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine leichte Bretterwand war, ihr Gespräch gehört und sogleich die Anzeige gemacht.

Als nun beide Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: „So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat.“

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht,
Nimm dich vor Bösesthun in Acht.

---

32. Die Henne.

Brigitte, eine arme Spinnerin, saß eines Abends allein in ihrer Stube und spann. Da kam bei der offenen Thür mit langsam bedächtigen Tritten eine Henne herein, die der Nachbarin gehörte. Brigitte machte geschwind die Thüre zu, fieng die Henne und trug sie in ihr Kämmerlein unter dem Dache. „Hier will ich sie heimlich füttern, sagte sie, so bekomme ich nach und nach einige Duzend Eier.“ Wirklich legte die Henne sogleich am nächsten Morgen ein Ei. Allein einen Umstand hatte Brigitte zu ihrem großen Schrecken nicht vorher bedacht. Sobald das Ei gelegt war, fieng die Henne an, mächtig zu gackern. Brigitte sprang eilig die Stiege hinauf, sie zum Schweigen zu bringen. Doch die Nachbarin hatte das Gackern bereits gehört, trat mit einem Male laut schmähend in die Kammer und nahm die Henne wieder mit sich fort. Brigitte hatte von der reichen Nachbarin bisher öfter Mehl, Butter und Eier geschenkt bekommen, allein von nun an erhielt sie nicht mehr das Geringste und kam noch überdies in den übeln Ruf einer Diebin.

Unrechtes Gut duld' nicht im Haus,
Es ruft oft selbst den Diebstahl aus.

---

33. Die Tauben.

Emmerich und Leopold, zwei muntere Knaben, waren Nachbarn. Emmerich, der reich war, hatte mehrere sehr schöne Tauben, der arme Leopold nur einige wenige von der gemeinsten Art.

Eines Tages flogen von Emmerichs Tauben ein Paar herüber in Leopolds Schlag und fiengen

an, hier zu nisten. Der arme Leopold dachte: „Wie glücklich wäre ich, wenn ich diese Tauben hätte! Sie sind so blendend weiß wie Schnee und Scheitel und Schweif so glänzend schwarz wie Kohlen. Von allen Tauben Emmerichs gefallen mir gerade diese am besten. Es kam ihm wohl die Versuchung, sie zu behalten und heimlich einzusperren. „Aber nein, sagte er, Unredlichkeit bringt keinen Segen!“ Er schloß den Schlag, fieng die Tauben und trug sie dem Emmerich hinüber.

Emmerich hatte über die Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude. Um ihm wieder eine Freude zu machen, nahm er die ersten Eier, die er von den schönen Tauben erhielt, schlich sich damit heimlich in Leopolds Schlag und legte sie einer gemeinen grauen Taube anstatt der ihrigen unter.

Als nun die Jungen auskrochen und Federn bekamen, war Leopold höchst erstaunt, daß sie gerade so schön weiß und schwarz wurden, wie Emmerichs schönstes Taubenpaar. Er sprang voll Freude zu Emmerich hinüber und verkündete ihm, wie wunderbar seine Ehrlichkeit belohnt worden.

Emmerich lächelte, erzählte, wie er die Eier ausgewechselt habe, fügte aber am Ende der Erzählung noch bei: „Du darfst indessen sicher glauben, daß Gott an deiner Ehrlichkeit noch mehr Wohlgefallen habe als ich und sie noch redlicher belohnen werde, als ein Mensch auf Erden es könnte. Denn, sagte er:

Des Höchsten bester Segen ruht
Auf dem, der niemals Unrecht thut.

34. Die Schwalben.

Als im Frühling die Schwalben zurückkehrten und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte die Mutter: „Kinder, thut mir doch den guten Vögelein nichts zu Leid. Wer die Schwalben aus seinem Hause vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest in seiner Kammer zerstört und die Eilein zertreten — und von der Zeit an gieng es mit seinem Hauswesen zurück und gerieth in das Verderben."

Der kleine Christian fragte den Vater, ob das so sei. Der Vater antwortete: „In einem gewissen Sinne ist es auch wirklich so. Der Nachbar hatte nemlich die frommen, einfachen Sitten seiner Voreltern verlassen. Seine Voreltern und Eltern duldeten die Schwalben mit milder Schonung und ließen sich von den muntern geschwäzigen Vögeln am frühen Morgen gerne zur Arbeit wecken. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshause saß, wurde unwillig, daß die Schwalben ihn in seinem Morgenschlafe störten, und vertilgte deßhalb ihr Nest. Der rohe, unfreundliche Sinn also, mit dem der faule, verschwenderische Mann die Schwalben verscheuchte, — vertrieb zugleich mit den Schwalben Glück und Segen von seinem Hause. Und da traf es denn zu:

Wo Sünd' und Laster sich einfinden,
Da müssen Glück und Segen schwinden."

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

35. Die Spazen.

Konrad, ein Schlosser, zerstörte eines Morgens voll Zorn die Spazennester unter seinem Hausdache. Der kleine Pius des Nachbars sagte zu Konrads Töchterlein: „Du Hannchen, warum hat dein Vater denn einen gar so argen Zorn über die Spazen?" „Ha, sagte das Kind, seit der Vater einmal den goldenen Kelch und das Paar silberne Leuchter heimgebracht hat, schreien die Spazen alle Morgen mit Anbruch des Tages: Dieb! Dieb!"

Der kleine Pius erzählte das seinen Eltern. Sie erschracken darüber sehr; denn wirklich war vor einem Jahr in der Kirche des Dorfes ein solcher Diebstahl begangen worden und man hatte den Thäter noch nicht ausfindig machen können. Der Vater des Knaben sprach daher im Vertrauen mit dem Amtmann. Der kluge Beamte hieß in schweigen, forschte heimlich nach, fand, daß der Schlosser mehr Geld ausgebe, als er verdiente und ließ ihn einfangen. Da kam es denn heraus, daß der Schlosser mit seinem Hauptschlüssel die Sakristeithür geöffnet und den Kirchendiebstahl begangen hatte.

Der Schlosser war über die Spazen noch aufgebrachter als zuvor. Allein der Amtmann sagte: „Nicht die Spazen haben dich verrathen, sondern dein Gewissen. Das böse Gewissen ist ein beständiger Ankläger, der nie ruht und schon manches geheime Verbrechen an den Tag gebracht hat."

Es wird, begehst du böse Thaten,
Dich dein Gewissen bald verrathen.

36. Die Emmerlinge.

Zwei Kinder aus dem Dorfe giengen zur harten Winterszeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als sie an dem Garten des Müllers vorbei kamen, hatte die kleine Bertha herzliches Mitleid mit den kleinen gelben Vögelein, die hungrig auf der bereiften Hecke saßen. Sie öffnete das Säcklein und streute ihnen ein Paar Händchen voll Körner vor.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr und sagte: „Du gutherzige Thörin! Warte nur, du wirst gewiß weniger Mehl bekommen und unsere Eltern werden dich deßhalb bestrafen." Bertha erschrack und sagte: „Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun sollen. Indessen werden unsere guten Eltern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen und Gott kann uns ja auf eine andere Weise dafür segnen."

Als die zwei Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, siehe — da war in dem Sacke der mitleidigen Bertha noch einmal so viel Mehl, als in Roberts Sack. Robert erstaunte und Bertha war sehr geneigt, dies für ein Wunder anzusehen.

Allein der wackere Müller, der das Gespräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, sagte zu Bertha: „Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir so wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl aber ich das Mehl in den Sack that, so darfst du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott bescheert hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen."

Es bringt uns stets den besten Segen
Ein mitleidsvolles Herz entgegen.

---

37. Die Meise.

„Sieh doch die prächtige Kohlmeise dort auf dem Apfelbaume, sagte Lorenz zu seiner Schwester Lucie. Die will ich bald haben!" Er kletterte auf den Baum, stellte dort einen Meisenschlag auf und verbarg sich dann mit seiner Schwester in die Gartenlaube, um auf den Vogel zu lauern. Die Meise gieng wirklich in die Falle und Lorenz war sogleich wieder auf dem Baume — fiel aber, indem er den Vogel herausnehmen wollte, samt dem Meisenschlag herab. Der Vogel war entwischt und Lorenz hatte an einem abgebrochenen Äste die Hand verwundet, daß sie blutete.

Lucie sagte: „O du armer Bruder! Nun wirst du es wohl bleiben lassen, noch einmal auf den Baum zu steigen, um die Meise zu fangen. Denn du könntest ja noch Arme und Beine brechen."

„Ei, sagte Lorenz lachend, deßhalb bleibe ich nicht herunten. Allein meine Mühe war jetzt vergebens, denn die Meise scheut jetzt den Schlag, in dem sie schon einmal gefangen war."

„Wenn das so ist, sagte Lucie, so ist die Meise ja klüger als du. Sie gehet nicht mehr da hin, wo sie Gefahr wittert. Du aber bist erst diesen Augenblick mit einer Wunde davon gekommen und mit genauer Noth einem noch größeren Unglücke entgangen — und würdest dich doch mit lachendem Munde aufs Neue in die Gefahr wagen."

Wen kleines Unglück nicht kann weiser machen,
Der wird am Ende weinen — statt lachen.

---

38. Der Kukuk.

1.

An einem lieblichen Maimorgen giengen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Kukuk das erste Mal hören.

„Das ist ein Glücksvogel, sagte der abergläubische Jörg, sein Ruf verkündet mir Glück, zum wenigsten eine Tasche voll Geld."

„Warum denn gerade dir? sprach Michel, der eben so abergläubisch war. Ich sehe nicht ein, warum du bei dem Kukuk höher in Gnaden stehen solltest, als ich. Ich bin wohl noch besser als du, und ich behaupte, mir verkündet er Glück."

Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, fiengen sie nun an zu streiten; vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide übel zugerichtet, im größten Zorn auseinander.

Leidenschaft und Aberglauben
Können edle Lust uns rauben.

2.

Beide Schläger kamen bei dem Wundarzt wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen und fragten ihn, welchem von ihnen beiden wohl der Kukuk ein Glücksvogel sein möge.

Der Wundarzt aber lachte und sprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden — sondern mir. Denn euch beide hat der Kukuk mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt, mir aber schafft er Geld in die Tasche."

Ein Streit wird immer beide reuen
Und kann den Dritten nur erfreuen.

39. Das Rebhühnernest.

Auf einem Kornacker, nahe beim Walde, fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns. Es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du, sagte der Größere, nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel werth, als die Henne.“ „Wenn das so ist, sagte der Kleinere, so gib mir die Henne und behalte du die Eier.“

Sie fiengen nun an zu zanken und geriethen einander in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größeren die Henne und der Kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie gar nichts und sagten unter einander: „Unser Vater hat doch Recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ei begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen.“

---

40. Der Papagei.

Ein alter Matrose oder Schiffsknecht kaufte in einem fernen Welttheile einen Papagei, der mit prächtigen hellgrünen Federn prangte. Der gute Mann wollte ihn der Tochter des Kaufmanns, auf dessen Schiff er diente, als ein Geschenk von der Reise mitbringen.

Auf der Heimfahrt bekam der Matrose einen heftigen Husten und wurde deßhalb von aller Arbeit freigesprochen. Er lehrte nun in seinen müßigen Stunden den Vogel einige Worte sprechen, damit die kleine Fanny eine desto größere Freude haben möge.

Als der Matrose das Geschenk überreichte, rief

der Vogel auch wirklich zur größten Freude der Eltern und der Tochter: „Es lebe Fanny!“ Aber kaum hatte der Vogel diese Worte gesprochen, so fieng er zum großen Verdruß des Matrosen an, so abscheulich zu husten und zu räuspern, daß alle in ein Gelächter ausbrachen.

Fanny sagte: „Das ist dumm von dem Papagei, daß er nicht nur die Worte, sondern auch den Husten seines Lehrmeisters nachmachte.“ Die Mutter befahl, den einfältigen Vogel sogleich aus dem Hause zu schaffen. Der Vater aber sprach: „So dumm dieser Vogel ist, so gibt er uns doch die weise Lehre: Wir sollen nur das Schickliche und Gute, das wir an andern bemerken, nachahmen, aber nicht, was unschicklich und böse ist.“

Kind, ahm' nicht Alles Andern nach,
Sonst bringt es dir nur Spott und Schmach.

---

41. Das schöne Reitpferd.

In einem Marktflecken lag während des Krieges ein Regiment Husaren im Quartier. Kurt, der Roßhändler, der zugleich ein Roßdieb war, stahl in der Nacht den Husaren eines der schönsten Pferde und versteckte es im Walde. Als die Husaren fort waren, ritt er mit dem gestohlenen Pferde in eine entfernte Gegend, um es dort zu verkaufen.

Er kam zu einer Stadt, wollte jedoch nicht hindurch, sondern außen daran vorbei reiten. Als er aber um eine Ecke der Stadtmauer herum kam, erblickte er auf einer Wiese eine Schar Dragoner, die eben exerzieren wollten. Sobald nun die Trompete erklang, sezte das Pferd samt dem erschrocke-

nen Kurt über den Straßengraben, schloß sich an Reih und Glied der Kriegspferde an und machte nach dem Kommandowort alle Bewegungen und Schwenkungen, bald im Trab und bald im Galop, auf das Genaueste mit. Die Soldaten lachten den armen zitternden Kurt beständig aus; er aber schwitzte vor Angst große Tropfen.

Als das Exerzieren endlich vorbei war, umringten ihn Soldaten und Offiziere und der Oberst sprach sehr bedenklich: „Das ist ein junges, schönes, wohlabgerichtetes Soldatenpferd. Wie seid ihr zu dem Pferde gekommen?" Kurt sagte, er habe es gekauft; allein von wem er es gekauft habe, konnte er nicht bestimmt angeben; er kam in weitere Untersuchung, wurde des Diebstahls überwiesen und als ein Roßdieb bestraft.

Wer je gestohlen und gelogen,
Wird immerhin zur Straf gezogen.

---

42. Das Füllen.

Herr von Brink kam eines Abends ganz unvermuthet auf seinem Landgute an. Als er Morgens an das Fenster trat, sah er auf seinem schönsten Dinkelacker ein jähriges Füllen, das muthig darauf herumsprang, öfters ausschlug und großen Schaden anrichtete.

„Was soll das sein, sprach er zu seinem Hausmeister, warum gibt man auf das junge Pferd nicht besser Acht?" Der Hausmeister sagte sich verbeugend: „Das Füllen gehört uns gar nicht, es gehört dem Müller. Ich will es aber sogleich selbst aus dem Acker wegtreiben und dem nachläßigen Müller einen Verweis geben."

Am Abend gieng der Herr von Brink an der Mühle vorbei und sprach zum Müller, der unter der Thüre stand: „Du, wenn ich dein Füllen noch einmal auf meinem Acker erblicke, so schieße ich es ohne Weiteres todt!" Der Müller sagte mit lachendem Munde: „Euer Gnaden können dieses keck thun, ich habe nichts dagegen."

Am andern Morgen sah der Herr das Füllen wieder auf dem Acker. „Der boshafte Müller will meiner nur spotten!" sagte er, nahm seine Flinte von der Wand und schoß das Füllen auf der Stelle nieder.

Da sprangen die Knechte und Mägde unten vor dem Fenster zusammen und riefen: „Ach, gnädiger Herr, was haben Sie gethan! Warum erschießen Sie doch Ihr schönes junges Pferd? Sie haben sich ja selbst großen Schaden zugefügt." Der Herr sah nun wohl, daß er zu hizig gewesen. Indeß sagte er: „Der lügenhafte Hausmeister ist an dem ganzen Unglücke schuld und er soll mir zur Strafe für seine Lüge das Füllen bei Heller und Pfennig bezahlen."

Die Lüge macht kein Uebel besser,
Es wird durch Lügen nur noch größer.

---

43. Die Kuh.

Verene, eine Witwe, lebte mit ihren zwei Töchtern in ziemlich dürftigen Umständen. Was sie die Woche hindurch erwarben, verzehrten sie auch wieder. Ueberdies verloren sie eines Tages ihre einzige Kuh und waren darüber höchst bestürzt. „Ach, sagten sie, wenn Gott uns doch wieder eine Kuh gäbe; denn uns ist es unmöglich, so viel Geld

aufzutreiben." „Thut das Eurige getreu", sagte die Nachbarin, „so wird Gott auch das Seinige thun."

„Aber was sollen wir denn thun?" fragte Verene. Die Nachbarin sprach: „Ihr müßt für's Erste durch Fleiß eure Einnahmen vermehren. Ihr seid eurer Drei und versteht euch gut auf Spinnen, Stricken und Nähen. Arbeitet täglich eine Stunde mehr; es müßte doch schlecht sein, wenn nicht jede ein paar Kreuzer weiter verdiente. Für's Zweite müßt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgaben vermindern. Ihr trinkt da zum Frühstück täglich so eine Art Brühe, die ihr Kaffee nennt. Obwohl ihr wenig Kaffee und Zucker dazu nehmt, so kostet das Ding euch doch zu viel; eßt dafür eine Suppe, die gewiß nahrhafter ist, so erspart jede von euch wenigstens ein paar Kreuzer. Befolgt diese zwei Stücke, legt das, was ihr so verdient und erspart, zurück und ihr werdet bald so viel Geld beisammen haben, als eine schöne Kuh kostet."

Verene und ihre Töchter befolgten den guten Rath, und als das Jahr verflossen war, hatten sie noch einmal so viel Geld, als sie für die Kuh bezahlen mußten. Ja, was mehr war, sie hatten dabei gelernt, ihre dürftigen Umstände durch Fleiß und Sparsamkeit zu verbessern und wurden nun ziemlich wohlhabend. Die Nachbarin aber sagte: „Seht ihr, Gott gibt einem die Kuh schon, aber nicht am Horn!"

Läßt du es an dir selbst nicht fehlen,
Auf Gott kannst du dann sicher zählen.

44. Die Kuhschelle.

1.

Wendelin, ein Bauernknabe, hütete in dem Buchwalde die Kühe. Alle Kühe waren mit Schellen versehen: die schönste Kuh aber hatte die schönste Schelle. Da kam ein fremder Mann durch den Wald her und sagte: „Das ist eine prächtige Schelle! Was hat sie wohl gekostet?" „Einen Thaler!" sagte Wendelin. „Nicht mehr, rief der fremde Mann, ich gebe dir sogleich zwei Thaler dafür." Wendelin gab dem Manne die Schelle und schob die zwei Thaler mit Freuden in die Tasche. Allein da die Kuh keine Schelle mehr hatte, hörte Wendelin nicht mehr, wo sie war. Die Kuh entfernte sich etwas von den übrigen Kühen, und der fremde Mann, der ein Schelm war und sich im Gebüsch versteckt hielt, ergriff die Kuh beim Horn und führte sie heimlich davon.

Wer allzu reichlichen Gewinn anbietet,
Verdient, daß man vor ihm sich hütet.

2.

Wendelin kam mit verweinten Augen nach Hause und erzählte die Geschichte. „Ach, sagte er, das hätte ich nicht gedacht, daß der Dieb mir nur deßhalb die Schelle so gut bezahlte, um die Kuh zu bekommen!" Der Vater aber sprach: „Wie der Schelm dich betrogen hat, so will die Sündenlust uns alle betrügen. Sie bringt uns Anfangs einen kleinen Gewinn, aber am Ende großen Verlust. Läßt man ihr nur einen Finger, so bemächtigt sie sich bald der ganzen Hand. Merke dir daher den Spruch:

Der Sünde trau' in keinem Theil,
Sie raubt dir sonst dein ganzes Heil.

3.

Die Mutter sprach: „Aber lieber Wendelin, dachtest du denn nicht daran, wozu der alte Brauch diene, daß man der Kuh eine Schelle anhänge?" „Ach, sagte Wendelin, das Geld hat mich ganz verblendet. Ich dachte nur: da kann ich mit schönster Art einen Thaler gewinnen. Die Schelle ist nur eine unnöthige Zierde, die Kuh gibt davon nicht mehr Milch. Erst als die Kuh fort war, fiel mir's ein, wozu die Schelle diene." „So geht es leichtsinnigen und leidenschaftlichen Menschen, sprach die Mutter. Sie verwerfen manchen alten Gebrauch als unnütz und unnöthig; allein erst am Ende werden sie mit Schande klug und sehen ein, daß solche Gebräuche ihren guten Grund hatten."

Wie gut die alten Bräuche waren,
Wird, wer sie aufgibt, bald erfahren.

---

45. Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Sonntags früh sprach sie zu ihrer Magd: „Krescenz, ich gehe jetzt in die Kirche. Schließ doch die Hausthür fleißig zu. Ich habe dir das schon öfter gesagt, folge mir einmal, sonst könnte sich leicht Jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten.

Die Frau gieng; Krescenz holte über eine Weile Wasser am Brunnen und ließ richtig wieder alle Thüren offen stehen. „Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen," sagte

sie und lachte über die Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Krescenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Geisbock zur Hausthüre hinein, sprang die Stiege hinauf und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hieng in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers hinabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sei noch ein Bock da, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so. Plözlich sprang jezt der rechte Bock auf den eingebildeten los und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Krescenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthüre herein und hörte das Klingeln der Glasscherben. Sie lief in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und trieb den Bock mit vielen Streichen wieder aus dem Hause. Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsams und des angerichteten Schadens ohne Lohn fortgeschickt. In ihrem neuen Dienst durfte man es ihr nicht mehr befehlen, die Thüre zu schließen. Es traf bei ihr das Sprüchlein zu:

Wem weise Warnung nicht genug,
Der wird zulezt mit Schaden klug.

---

46. Der Hirsch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tanau, tief im

Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Waisen so gut sie konnte, und nach 20 Jahren erhielt er den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehreren Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsch — fehlte und in dem Gebüsch rief eine klägliche Stimme: „O Jesu, ich bin getroffen!" Hubert eilte hin — und sieh, ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihm, umfieng ihn, bat ihn laut jammernd um Vergebung und bedauerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin der Mörder deines Vaters. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden — und nun mußtest du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen! Gott ist gerecht!" seufzte er noch, indem er verschied — und ein Schauder drang allen Umstehenden durch Mark und Bein.

Ihr Menschen, hütet euch vor Sünden,
Gott weiß Verbrecher wohl zu finden.

---

47. Die Karpfen.

Ein Fischer hatte neben seiner Hütte einen Weiher voll schöner Karpfen, und Ottmar, der Fischerjunge mußte von Zeit zu Zeit eine Lägel voll auf seinem Rücken zum Verkaufe austragen.

Einmal stahl nun Ottmar aus dem herrschaftlichen Teiche einen schönen Karpfen und that ihn heimlich in die Lägel zu den übrigen Fischen. Als er aber zu der Frau Amtmännin kam, rief sie, sobald sie diesen Karpfen erblickte: „Ach, der ist aus dem herrschaftlichen Weiher, ich kenne ihn genau!“ Ottmar bekam nichts für den Fisch und wurde noch überdies als ein Dieb vierundzwanzig Stunden lang eingesperrt.

Nach einiger Zeit stahl Ottmar der Herrschaft abermals einen Karpfen; er kam damit zu einem Jäger. Der Jäger betrachtete den Karpfen in der Lägel und sagte: „Diesen da hast du der Herrschaft gestohlen!“ Ottmar kam nun auf drei Tage bei Wasser und Brod in den Thurm.

Der junge Dieb wollte sein Glück noch einmal versuchen. Er stahl aus dem Weiher der Herrschaft einen großen Spiegelkarpfen und trug ihn auf den Fischmarkt in die Stadt, wo man von Ottmar und seinen Streichen nichts wußte. Allein ein Stadtdiener, der auf dem Fischmarkt umher gieng, rief auf einmal: „Das ist ein gestohlener Fisch!“ Ottmar mußte mit dem Manne vor das Stadtgericht und bekam viele Schläge.

„Mich wundert nichts, sagte Ottmar, als wie man es diesen Fischen sogleich ansieht, daß sie gestohlen sind!“ Das Kunststück bestand aber darin, daß der Verwalter den jungen Karpfen, ehe er sie in den Teich that, ein klein wenig von den Schwanzfloßen abstuzte und nur einigen vertrauten Leuten davon sagte. Wer nicht davon wußte, konnte es kaum bemerken. Nachdem Ottmar lange

vergebens nachgesonnen, sagte er: „Sei dem, wie ihm wolle, ich weiß nun doch so viel:

Ein Diebstahl ist schwer zu verhehlen,
Am Besten ist's, — gar nicht stehlen."

---

48. Die Eidechse.

Eine arme Mutter gieng mit ihren zwei Kindern auf den Schloßberg nicht weit vor ihrem Dorfe, um dort Kräuter für die Apotheken zu sammeln. „Seht sagte sie, als sie oben war, zu den Kindern, da an diesen Felsen herum ist alles roth von Erdbeeren; pflückt und esset nach Herzenslust! Ich will indessen zwischen jenen alten Mauern Kräuter suchen."

Sie gieng. Allein kaum hatte sie einige Kräuter abgepflückt, so fieng das kleine Lieschen an, laut zu schreien. Die Mutter sprang erschrocken hin — und das Mädchen stand mit Augen voll Thränen da und sagte: „O Mutter, die böse Schlange wollte mich beißen!" Allein der Knabe lachte und sagte: „Es war nichts als eine Eidechse!"

„Nun, sprach die Mutter, das ist ja ein schönes, goldgrünes Thierchen, das keinem Menschen ein Leid thut." Allein da die Mutter noch redete, entstand plözlich ein furchtbares Getöse, als donnerte es, und der Berg war so erschüttert, wie bei einem Erdbeben. Alle blickten erschrocken umher, und sieh — die Mauer an der die Mutter Kräuter gesammelt hatte, war eingefallen.

„O Kinder! sprach die Mutter, laßt uns Gottes heilige Vorsehung anbeten. Durch eine Eidechse — wer sollte es glauben! — rettete mir Gott das Leben. Hätte die Eidechse nicht eben in dem

Augenblicke Lieschen erschreckt — so läge ich jezt unter jenen Steinen begraben."

Der Mensch sieht — hat er helle Augen nur —
Von Gottes Vorsicht überall die Spur.

---

49. Die Sonne.

Die fleißige Afra kam mit ihren zwei Kindern Abends spät von der Feldarbeit nach Hause. Als sie in die Stube traten, stand ein brennendes Oellicht auf dem Tische. Georg rief höchst erstaunt: „Es war kein Mensch im Hause; wer hat wohl das Licht angezündet?" „Ei," rief Gretchen, „wer anders, als der Vater! Gewiß ist er indeß aus der Stadt nach Hause gekommen!" Die Kinder suchten ihn und fanden ihn zu ihrer großen Freude sogleich in der nächsten Kammer.

Am folgenden Tage recheten Eltern und Kinder auf ihrer großen Wiese Heu auf. Die Sonne schien ungemein hell und schön, und die Kinder bezeugten darüber große Freude. „Nun, Kinder, sprach der Vater, ihr habt gestern sogleich errathen, daß ich das Licht in unserer Stube angezündet habe. Wenn ihr nun dieses schöne herrliche Licht da droben am Himmel, die liebe Sonne, betrachtet, sollte es euch denn nicht einfallen, wer es wohl angezündet habe?"

„O ja wohl," sagte Gretchen, „das hat der liebe Gott gethan. Das kleinste Oellichtlein zündet sich ja nicht von selbst an, und so muß ja auch Einer sein, der die Sonne angezündet hat. Das meine ich — müßte uns die Vernunft eingeben, wenn wir auch das schöne Räumlein nicht gehört hätten:

Der gold'nen Sonne Glanz und Pracht
Verkündet Gottes Huld und Macht."

50. Der Mond.

Vater Richard war Morgens mit seinem kleinen Friz in die Stadt gegangen; die Mutter und die kleine Thekla giengen ihnen Abends entgegen. Es war ziemlich spät, bis sie einander endlich begegneten. Die Mutter sagte, sie habe schon angefangen, zu sorgen. Allein Friz sprach: „Es hätte keine Gefahr! Der Mond dort über den waldigen Bergen leuchtete uns auf das freundlichste und gieng uns von dem Stadtthore an bis hieher immer getreulich zur Seite." Thekla sagte: „Auch uns hat er von unserer Hausthür an bis hieher beständig begleitet!" Friz rief: „Das glaub ich nicht! Wie könnte der Mond zu gleicher Zeit den Weg von der Stadt zum Dorfe, und von dem Dorfe zur Stadt machen? Kann er zugleich vor und rückwärts gehen? Ich könnte es einmal nicht. Kurz, es ist unmöglich."

Der Vater sprach: „Lieber Friz! Was dir unbegreiflich scheint, begreife ich sehr wohl. Ich könnte es dir auch erklären; allein mit deinem kleinen Verstande würdest du die Erklärung noch nicht fassen. Die Sache muß dir also vor der Hand ein Geheimniß bleiben. Indeß mag der schöne freundliche Mond, dessen Wandel am Himmel du nicht begreifst, dir die gute Lehre geben: Da es schon unterm Mond viele Sachen gibt, die wir nicht begreifen, so darf es uns nicht wundern, daß es auch über demselben einige gebe, die unbegreiflich sind. Manches ist uns in unserer heiligen Religion

unbegreiflich; allein blos unser beschränkter Verstand ist Schuld daran."

Mit gutem Grunde glaubt ein Christ,
Was ihm ein heiliges Geheimniß ist.

---

51. Der schönste Stern.

1.

„Sieh doch, Schwester, wie hell und schön der Abendstern glänzt!" sagte Max. „Er ist doch der schönste Stern am ganzen Himmel." „Er ist sehr schön," sagte Friederike, aber der freundliche Morgenstern ist doch noch viel schöner und glänzender." Sie fiengen an zu streiten und brachten ihren Streit vor den Vater. Der Vater sprach: „O ihr unwissenden Kinder, was redet ihr da von zweierlei Sternen! Eben dieser nämliche Stern da heißt Morgenstern, wenn er Morgens, und Abendstern, wenn er Abends an dem Himmel steht."

Oft hört man um zwei Namen streiten
Die eine Sache nur bedeuten.

2.

Die Mutter sagte: „In einem Sinne mag Friederike doch recht haben. Der freundliche Stern leuchtet zwar sowohl am Morgen als am Abende mit gleich hellem Glanze. Allein am frühen Morgen sind wir heiterer und fröhlicher, als am späten Abende und da ist es denn sehr natürlich, daß uns der Morgenstern schöner vorkommt, als der Abendstern. Der schöne Stern mag euch also, ihr Kinder, an das Sprüchlein erinnern:

Viel besser ist es, früh aufzusteh'n,
Als Abends spät zu Bette geh'n."

52. Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder heimgieng, erhob sich ein Sturmwind; es fieng an zu regnen, zu blizen und zu donnern. Franz fürchtete sich sehr und verkroch sich in eine hohle Eiche, unweit des Wegs. Denn er wußte nicht, wie gern der Bliz in hohle Bäume schlage.

Allein auf einmal hörte er die Stimme, die rief: „Franz! Franz! komm, o komm doch geschwind hervor!“ Franz kam aus dem hohlen Baume hervor — und beinahe in eben dem Augenblick schlug der Bliz in den Baum und furchtbar krachte der Donner. Die Erde bebte unter dem erschrockenen Knaben und es war ihm, als stehe er ganz im Feuer. Allein es war ihm kein Leid geschehen, und er sagte mit erhobenen Händen: „Die Stimme kam vom Himmel! Du, lieber Gott! hast mich gerettet!“

Die Stimme aber rief noch einmal: „Franz! Franz! hörst du mich denn nicht?“ Es war eine Bäurin, die so rief. Franz lief zu ihr hin und sagte: „Da bin ich, was wollt ihr von mir?“ Die Bäurin sprach: „Dich hab ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz. Er hütete dort am Bache die Gänse und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben. Ich kam, ihn nach Hause zu führen. Siehe, da kommt er endlich aus dem Gebüsche hervor.“

Franz, der Knabe aus der Stadt, erzählte jezt, wie er ihre Stimme für eine Stimme vom Himmel gehalten. Die Bäurin faltete andächtig die Hände und sprach: „O mein Kind! danke darum

Gott nicht weniger, obwohl die Stimme aus dem Munde einer geringen Bäurin kam. Denn Gott hat es so gefügt, daß ich dir bei deinem Namen rufen mußte, ohne etwas von dir zu wissen." „Ja, ja, sagte Franz mit Thränen im Auge, Gott bediente sich zwar euerer Stimme, mich zu retten; aber die Hilfe kam dennoch vom Himmel."

Das Heil kommt nicht von ungefähr
Es rührt vom lieben Gotte her.

---

53. Das Regenbogenschüsselein.

Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offenen Fenster und betrachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens. „Liebe Mutter, fieng sie über eine Weile an, soll es denn wahr sein, daß allemal, wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, ein goldenes Schüsselein vom Himmel falle; daß aber nur ein Sonntagskind es finden könne. Gibt es ein solches Kleinod des Himmels und wer sind die Sonntagskinder, denen es bescheert ist?"

Die Mutter sagte: „Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts ist. Die Sonntagskinder aber, denen es zu Theil wird, müssen eben nicht an einem Sonntage geboren sein; die Hauptsache ist, daß sie keine alltägliche Menschen, sondern immer und überall so fromm und sittsam sind, wie Sonntags in der Kirche. Sei du ein solches Sonntagskind, und du wirst jenes goldne Kleinod sicher erlangen.

Lina befliesß sich, von ganzem Herzen fromm und gut zu sein, und so oft sie einen Regenbogen erblickte, eilte sie auf das Feld und suchte nach dem

goldenen Schüsselchen. Sie fand freilich kein solches Kleinod; allein da sie immer frömmer und besser wurde, so wurde sie auch immer zufriedener und fröhlicher. Und als sie nun größer und verständiger geworden, und wieder ein Regenbogen am Himmel glänzte, sagte die Mutter: „Nun, Lina, gehest du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Himmels zu suchen?“ „Liebe Mutter,“ sprach Lina, „ich war vorhin ein thörichtes Kind; jezt aber ist mir der Sinn deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe als Gold, und wäre es auch vom Himmel gefallen.“ „So ist es, liebste Lina! sprach die Mutter. Jenes Himmelsgeschenk, das ich meinte und das alle Erdenschäze weit übertrifft, ist das wahre Glück der Menschen. Außer uns in der Welt suchen wir es vergebens; wir finden es innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen.“

Sei fromm, so wird das größte Glück auf Erden
Ganz sicherlich dein bleibend Erbtheil werden.

---

54. Die vier Elemente.

„Ich will ein Gärtner werden,“ sagte Philipp, als er vierzehn Jahre alt war und ein Handwerk lernen sollte. „Es ist schön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben!“ Allein nach einiger Zeit kam er wieder heim und klagte, er müsse sich da immer zur Erde bücken und darauf herumkriechen; Rücken und Kniee thäten ihm davon wehe.

Philipp wollte hierauf ein Jäger werden. „Im grünen Walde, sagte er, da ist's ein herrliches Leben.“ Allein bald kam er wieder, und beschwerte

sich, er könne Morgens vor Tags die freie Luft nicht ertragen, die ihm bald feucht und neblicht, bald grimmig kalt um die Nase wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fischer zu werden. „Auf dem hellen klaren Flusse so im leichten Schifflein dahin fahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Neze voll Fische aus dem Wasser zu ziehen, das ist lustig!" sagte er. Allein auch dieses war ihm bald verleidet. „Das ist ein nasses Handwerk, sagte er, das Wasser ist mir ganz zuwider."

Endlich wollte er ein Koch werden. „Dem Koch, sagte er, müssen Gärtner, Jäger und Fischer alles einliefern, was sie durch ihren Fleiß gewinnen, und es fehlt ihm nie an guten Bissen." Allein er kam abermal mit Klagen nach Hause. „Es wäre alles gut, sagte er, wenn nur das Feuer nicht wäre. Allein, wenn ich am flammenden Herde stehe, so meine ich, ich müsse vor Hize gar verschmelzen."

Jezt sprach der Vater mit Ernst: „Du bist nirgends zufrieden. Was dir Anfangs gefällt, ist dir bald wieder verleidet. Wenn du von allen vier Elementen — Erde, Luft, Wasser und Feuer — keines ertragen wolltest, so müßtest du aus der Welt gehen, um zufrieden zu werden. Du bleibst jezt bei deinem Handwerke."

Ein jeder Stand hat seine Freuden,
Und jeder Stand hat seine Leiden.

---

55. Die Perlenschnur.

Eine Edelfrau fuhr mit ihren zwei Töchtern zu einem Hochzeitsfeste, das auf einem fürstlichen Jagdschlosse tief im Walde gefeiert wurde. Alle

waren prächtig gekleidet und mit Gold und Perlen geschmückt.

Am Eingange des Waldes kam die Kutsche einer Hecke zu nahe. Eine Dornstaude verwickelte sich in das Haar des einen Fräulein und zerriß eine Perlenschnur, daß die Perlen weit umher zerstreut wurden.

Die Edelfrau ließ halten, und Muter und Töchter und Dienerschaft brachten wohl eine Stunde zu, die kostbaren Perlen aus dem Grase und den Gesträuchen heraus zu finden. Die beiden Fräulein jammerten sehr, daß sie nun zur Hochzeit zu spät kämen.

Allein jezt kam ein Holzhacker fast athemlos aus dem Walde hervor und sagte: „Hören Sie auf zu jammern und danken Sie vielmehr Gott. Denn in dem Walde lauern mehrere Räuber auf Sie; ich wollte Ihnen die Nachricht sogleich bringen. Allein ich konnte nur auf großen Umwegen hieher gelangen, weil die Räuberbande den Wald besezt hält. Wären Euer Gnaden nicht aufgehalten worden, so wäre ich zu spät gekommen und Sie hätten wohl Alle das Leben verlieren können."

Die Frau beschenkte den Mann, befahl dem Kutscher, sogleich umzukehren, und sprach zu ihren Töchtern: „O meine lieben Kinder! wie gut weiß Gott Alles zu lenken! An dem Seidenfaden, an dem die Perlen angefaßt waren, hieng unser aller Leben. Wäre dieses Fädelein nicht abgebrochen, so wären wir Alle des Todes. Der Aufenthalt, den uns die zerrissene Perlenschnur verursachte, war also, so unangenehm er uns fiel, unser Glück. So

gereichen alle kleinen und großen Widerwärtigkeiten nur zu unserem Besten."

O wüßten wir, warum uns Gott betrübe,
So wüßten wir, wie herrlich er uns liebe.

---

56. Der Taffet.

Afra, die Tochter eines Schuhmachers, führte ihrem Vater, der Witwer war, die Haushaltung. Sie war fleißig und geschickt; nur hatte sie eine zu große Freude an schönen Kleidern. Einmal kaufte sie sich zehn Ellen karmesinrothen Taffet zu einem Kleide, die Elle zu einem Gulden und zwölf Kreuzer. Sie sagte aber zu ihrem Vater, der sich auf dergleichen Waren nicht verstand, die Elle koste nur 30 Kreuzer, und sie hörte nicht auf, zu bitten bis ihr Vater fünf Gulden und noch einen Gulden weiter, angeblich für das Macherlohn bezahlte.

Afra strich die sechs Gulden hocherfreut ein, legte noch sechs Gulden, die sie mit vieler Mühe sich erspart hatte, heimlich darauf und gieng hin, den Taffet zu bezahlen.

Indessen sie fort war, kam ein Jude, der mit Leder handelte, sah den Taffet liegen und fragte, was die Elle koste. „Der Taffet ist theuer, sagte der Schuhmacher, die Elle kostet 30 Kreuzer." Der Jude sprach: „Nun, der Taffet ist eben nicht schlecht. Ich gebe euch auf der Stelle 36 Kreuzer für die Elle." Der Schuhmacher gab ihm den Taffet, und der Jude zählte das Geld hin, steckte den Taffet vergnügt in seinen Quersack und gieng.

Als Afra heim kam, sagte der Vater zu ihr: Du wirst dich freuen, Afra; ich habe indessen

einen guten Handel für dich gemacht. Denk nur, ich habe deinen Taffet einem Juden verkauft — die Elle für 36 Kreuzer. Du hast also an jeder Elle sechs gewonnen und kannst dir jezt wohl noch einen schöneren Taffet kaufen."

Afra erschrack, so daß sie weiß wurde, wie die Wand. „Ach, welch ein Schaden!" schrie sie im ersten Schrecken und schlug die Hände zusammen. Der Vater merkte jezt, daß sie ihn vorhin angelogen habe. Sie gestand unter vielen Zähren, daß sie für die zehn Ellen Taffet zwölf Gulden bezahlt habe, und nun sechs Gulden daran verliere.

Der Vater aber sprach: „Das ist die wohlverdiente Strafe deiner Lüge; du hast dich durch deine eigene Schuld um dein sauer erspartes Geld gebracht. Ich nehme meine sechs Gulden, die mir der Jude wieder bezahlt hat, hiemit wieder zurück — und gebe dir, weil du so falsch gegen mich gewesen, keinen Heller mehr zu einem so kostbaren Kleide."

Mit Falschheit kommt man niemals weit,
D'rum halt' es mit der Redlichkeit.

---

57. Der Spiegel.

Mathilde war sehr jähzornig. Die Mutter ermahnte sie oft zur Sanftmuth. Allein Mathilde besserte sich nicht.

Einmal saß sie an ihrem Nähtischchen und ein zierliches Geschirr voll Blumen stand auf dem Tische. Ihr kleines Brüderchen stieß von ungefähr das Geschirr herab, daß es in Stücke zerbrach. Mathilde kam vor Zorn ganz außer sich. Ihre Augen fun-

kelten, die Stirnadern liefen ihr auf und ihr ganzes Gesicht war entstellt.

Da hielt ihr die Mutter geschwind einen Spiegel vor das Gesicht. Mathilde erschrack über ihre eigene Gestalt. Der Zorn vergieng ihr und sie fieng nun an zu weinen.

„Siehst du nun, sprach die Mutter, was es Häßliches um den Zorn ist, und wie häßlich er das menschliche Angesicht macht? Wenn du noch öfter so zornig wirst, so bleiben dir diese häßlichen Mienen nach und nach, und alle Anmuth und Lieblichkeit wird aus deinem Angesichte verschwinden."

Mathilde nahm sich dieses zu Herzen und gab sich alle Mühe, ihren Zorn zu überwinden. Sie wurde sehr sanftmüthig und die Sanftmuth verschönerte noch ihr Angesicht.

Die Mutter sagte aber noch öfter: „Wie es mit dem Zorn und der Sanftmuth ist, so ist es mit allen Lastern und Tugenden."

Das Antliz ist der Seele Bild,
Das Laster macht es roh und wild,
Die Tugend lieblich, hold und mild.

---

58. Der Zauberring.

Der Kaufmann William reiste über das Meer in einen fernen Welttheil, gelangte durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einem großen Vermögen und kehrte nach vielen Jahren in sein Vaterland zurück. Als das Schiff anlandete, hörte er, seine Anverwandten seien eben bei einer fröhlichen Abendmahlzeit auf einem nahen Landhause versammelt. Er eilte sogleich dahin und nahm sich in der Freude seines Herzens nicht einmal Zeit, anstatt seines

grauen Rockes, der von der Seereise ziemlich abgetragen war, ein besseres Kleid anzuziehen.

Allein da er in den hellerleuchteten Sal trat, zeigten seine Herren Vetter und Frau Basen wenig Freude, ihn wieder zu sehen; denn wegen seines dürftigen Anzuges meinten sie, er sei arm zurückgekommen.

Ein junger Mohr, den er mitgebracht hatte, ward über die Anverwandten sehr aufgebracht und sagte: „Das sind schlechte Menschen, die ihren Freund nach so langer Zeit nicht einmal freundlich grüßen."

„Warte nur, sagte der Kaufmann leise zu ihm, sie werden bald andere Gesichter machen." Er steckte einen Ring, den er bei sich trug, an den Finger — und sieh, da erheiterten sich schnell alle Gesichter, und jeder drängte sich zu dem lieben Herrn Vetter William. Der Eine drückte ihm die Hand, der Andere umarmte ihn, alle stritten sich darum, wer ihn in sein Haus aufnehmen und ihn bewirthen dürfe.

„Hat der Ring die Kraft, die Leute zu bezaubern?" fragte der erstaunte Schwarze. „O nein, sagte William, an dem funkelnden Diamantringe, der seine tausend Thaler werth ist, sehen sie blos, daß ich reich bin — und der Reichthum geht ihnen über Alles."

„O ihr verblendeten Menschen! rief jetzt der Mohr, so hat euch denn nicht der Ring — sondern der Geiz bezaubert. Kann man denn auch gelbes Erz und durchsichtige Kiesel höher schäzen, als einen so edlen Mann, wie mein Herr ist! Wahrlich

Bei Narren nur kann Gold und Edelstein
Beliebter als die Tugend sein."

59. Das neue Kleid.

Frau von Thalheim ließ ihrer Tochter auf das Weihnachtsfest ein neues Kleid von himmelblauem Atlas machen. Der Schneider brachte es noch spät am Weihnachtsabende. Fräulein Apollonie zog das Kleid sogleich an, um zu sehen, ob es recht gemacht sei. Es war zu ihrer großen Freude ihr wie angegossen.

Die Mutter sprach, indem sie das Geld zählte, zu Apollonie: „Es ist heute Abend sehr kalt! Bringe dem geschickten Kleidermacher ein Gläschen von unserem guten Liqueur. Zünde aber ein Licht an, denn es ist bereits ziemlich dunkel, zumal draußen im Kämmerchen."

Apollonie gieng, brachte eine gläserne Flasche, reichte dem Meister ein gefülltes Gläschen, und blieb voll Freundlichkeit vor ihm stehen, um ihm noch einmal einzuschenken. Der Mann nahm den Mund ziemlich voll — sprudelte aber erschrocken sogleich Alles wieder heraus.

Apollonie war zu bequem gewesen, ein Licht anzuzünden und hatte anstatt der Flasche mit dem dunkelrothen Getränke die Dintenflasche erwischt. Ihr schönes, himmelblaues Kleid war über und über so dicht mit großen und kleinen Dintenflecken besäet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war. Das arme Mädchen weinte heiße Thränen; die Mutter aber sprach: „So geht's, wenn man nicht gehorsam ist; du kannst nun morgen in deinem

alten Kleide zur Kirche gehen, und bevor ein Jahr vorüber ist, laß ich dir kein neues mehr machen."

Der Vater, der eben zur Thüre herein kam, machte über die Begebenheit noch eine besondere Anmerkung. Der Thor, sagte er, der die Finsterniß dem Lichte und die Dummheit dem Verstande vorzieht, mag hier die Richtigkeit dieses Spruches erkennen:

Fehlt es im Haus und Kopf am Lichte,
So gibt's manch' garstige Geschichte.

---

60. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Taglöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt und es schneite und wehte entsezlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu lehnen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimat vertrieben worden und sich kümmerlich als Schmiedsknecht nährte, erbarmte sich des Tagwerkers und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort — und sieh, am späten Abende kam ein junger schöner Offizier, in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Brust in das Dorf geritten und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel gelehnt hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Offizier erblickte, einen lauten Schrei. „O Gott! das ist ja mein Sohn Rudolph!" rief er, eilte auf ihn zu und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolph hatte vor mehreren Jahren Soldat

werden müssen und war wegen seinen vorzüglichen Geistesgaben, seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Offizier geworden. Er wußte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedmeister gewesen; allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt und aus der Erzählung des Wegweisers wahrgenommen, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten nun vor Freude, und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolph blieb die ganze Nacht hindurch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet.“

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet stets der liebe Gott,

---

61. Die Schuhe.

Der arme Menrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber so gering, daß er sich nicht einmal Schuhe anschaffen konnte. Es fror ihn sehr in die Füße, denn es war bereits spät im Herbste und das Wetter sehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüsche, der wegen des Diebstahls schon ein paar Mal in das Zuchthaus gesperrt worden. Der Mann sagte: „Mein Handwerk ist ziemlich einträglich. Geh zu mir in den Dienst, so laß ich dir neue Schuhe

machen. Dann darfst du dich nicht mehr so quälen und nicht mehr im Kothe barfuß gehen."

Allein der Knabe antwortete: „Nein, ich will lieber ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Koth zu beschmuzen, als die Hände mit schlechten Thaten zu beflecken."

Schandthaten wäscht der Rhein nicht ab;
Sie decket nicht einmal das Grab.

---

62. Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelschmied Ohnrast saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte und hämmerte darauf los, daß die Funken umhersprizten. Der Sohn seines reichen Nachbarn, des Herrn von Berg, kam täglich herüber und sah ihm oft Stunden lang zu.

„Lernen Sie zum Zeitvertreib einmal einen Nagel machen, junger Herr, sagte einst der Nagelschmied; denn wer weiß, wozu das einmal gut ist." Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er sezte sich lachend an den Ambos, und erwarb sich nach und nach die Fertigkeit, einen guten Schuhnagel zu machen.

Der junge Herr verlor nach einigen Jahren durch den Krieg seine Güter und kam als armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In dem Dorfe waren viele Schuhmacher, die vieles Geld für Schuhnägel in die Stadt trugen und sie oft für ihr theures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Armee gemacht.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend

gieng, besann sich nun, daß er die Kunst, Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erbot sich, den Schuhmachern Nägel in Menge zu liefern, wenn sie ihm eine Werkstätte errichten wollten.

Dies thaten sie mit Vergnügen und er nährte sich nun sehr reichlich.

„Es ist doch gut, sagte er oft, wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jezt mehr Dienste, als mein Landgut, das mir nicht für hunderttausend Gulden feil gewesen wäre.“

Die kleinste Kunst, die man recht kann,
Ernähret sicher ihren Mann.

---

63. Das Strickkörbchen.

In einem Dorfe konnten die Mädchen nicht einmal stricken und viele giengen barfuß. Der Herr des Dorfes gab nun wohl strenge Befehle, alle Schulmädchen sollen bei der Schullehrerin das Stricken lernen. Allein es wollte nicht gehen. Einige schienen zu ungeschickt dazu; andere versäumten unter allerlei Vorwänden die Strickschule. Von zwanzig Mädchen lernte nur ein einziges hübsch und fertig stricken.

Der Schullehrer, der ein sehr verständiger und liebreicher Mann war, sagte: „Ich will es doch noch dahin bringen, daß sie alle gern stricken.“ Er verfertigte aus Pappendeckel und schön gefärbtem Papier ein sehr niedliches Strickkörbchen und schenkte es der geschickten kleinen Strickerin. Nun wollten alle Mädchen solche Körbchen haben. Allein der Lehrer sagte: „Sobald ihr stricken könnet, sollt ihr die Körblein bekommen, denn jezt nüzen sie euch nichts.“

Die Mädchen lernten nun mit großer Begierde stricken — und bald sah man ganze Scharen Mädchen mit ihren Strickkörbchen am Arm durch das Dorf ziehen oder im Grünen beisammen sizen und sehr geschickt stricken. Sie versahen nicht nur ihr Haus, sondern auch die Nachbarschaft mit ihren schönen Arbeiten, und verdienten in Stunden, die sie sonst müßig verplaudert hätten, mit leichter Mühe vieles Geld.

Was manchmal Strafen nicht erzwingen,
Kann durch Belohnung leicht gelingen.

---

64. Die Strickarbeiten.

Die Schülerinnen einer Strickschule beschloßen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, erbot sich, es unentgeldlich zu thun.

Adelgunde, eine sehr eitle Schülerin, die sich für eine Meisterin in dem Perlensticken hielt, dachte: „Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schäzt. Meine Mitschülerinnen beneiden mich nur; selbst die Lehrerin ist mir nicht mehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit.“

Sie gieng in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerin gestrickt hatte, und fragte, was es koste. Dieses kann ich nicht anders lassen, sagte die Frau, als für 36 Kreuzer.“

„Und was kostet das hier?“ fragte Adelgunde weiter und zeigte auf ein noch schöneres, von einer

andern Mitschülerin. „Das kostet 48 Kreuzer!" sagte die Frau.

„Wie hoch kommt aber dieses zu stehen?" fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gemacht hatte und das sie für das allerschönste hielt. „Ach, das da! sagte die Frau, wenn Sie die andern zwei nehmen, so schenke ich Ihnen das mit in den Kauf."

Adelgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend roth. Die Frau aber sagte: „Ich bedauere sehr, daß es nicht besser gerathen ist. Indessen kamen Sie doch wohl hieher, die Wahrheit inne zu werden — und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt."

Die Eitlen lieben Schmeicheleien,
Bescheid'ne kann nur Wahrheit freuen.

---

65. Das Garn.

Eva, eine Bauerntochter, hatte auf einem grünen sonnigen Plätzchen ihres Baumgartens sehr feines Garn, das sie selbst gesponnen hatte, zum Bleichen ausgebreitet. Barbara, die Tochter des Nachbars, kam öfters in den Garten herüber, bezeugte an dem schönen Garn eine große Freude und half Even es begießen.

Eines Tages merkte Eva, daß einige Stücke des Garns fehlten. Sie hatte sogleich ihre Gespielin im Verdacht, lief zu ihr hinüber und schrie: „Barbara! du hast mir mein Garn gestohlen! Kein fremder Mensch kam in den Garten, als du. Sogleich gib es mir zurück!" Barbara betheuerte vergebens ihre Unschuld. Sie wurde im ganzen Dorfe als eine Diebin verschrieen.

Im nächsten Jahre wurde das alte Storchennest auf dem Kirchthurme ausgebessert — und sieh, da fand man das Garn in dem Neste. Der Storch hatte es also gestohlen, und Barbaras Unschuld war am Tage. Eva bat sie mit weinenden Augen um Verzeihung. „Ach, sagte sie, ich habe mich arg betrogen. Es ist doch wahr:

Der Argwohn ist ein Schelm, der leicht betrügt,
Wohl dem, der ihn sogleich besiegt.“

---

66. Die Kette.

Simon war ein unredlicher Bursche und um nichts besser, als ein Dieb. Er stahl zwar nicht geradezu; allein wo er etwas fand, behielt er es für sich, wenn er gleich vermuthen konnte, wem es gehöre.

Eines Morgens gieng er an der Schmiede vorbei. Nicht weit von der Thür lag eine schöne eiserne Kette auf dem gepflasterten Boden. Simon schaute erst sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe — und griff dann geschwind nach der Kette. Aber plözlich that er einen entsezlichen Schrei und ließ die Kette wieder fallen.

Die Kette war beinahe glühend heiß, und er hatte sich alle fünf Finger jämmerlich verbrannt.

Der Schmied, der die heiße Kette dahin gelegt hatte, damit sie sich abkühle, kam auf den Schrei zur Thüre heraus und sagte: „Es ist dir recht geschehen, daß du dir deine Diebsfinger recht verbrannt hast. Damit dir nicht noch größeres Übel widerfahre, so laß dirs gesagt sein:

Die fremden Sachen rührt ein braver Mann,
So wenig als ein glühend Eisen an.

67. Der Strick.

Zwei Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick, und stritten und zankten sich darum, daß Berg und Tha widerhallten. Veit hielt den Strick an einem Ende, Klaus zog an dem andern Ende, und beide Knaben wollten ihn mit aller Gewalt einander aus den Händen reißen. Auf einmal brach der Strick, und beide fielen jämmerlich in den Koth.

Ein Mann, der herbei gekommen war, Frieden zu machen, sagte: „So geht's den Zanksüchtigen! Ueber ein kleines schlechtes Ding fangen sie einen großen Streit an — und was haben am Ende beide Theile davon? Nichts, als daß sie sich mit Spott und Schande bedecken, als wie ihr beide jezt mit Koth bedeckt seid."

Seid friedsam, denn es nimmt der Streit
Ein Ende, das dich nicht erfreut.

68. Zweierlei Trinkgläser.

Ein Küfermeister aus der Stadt besserte einem Wirthe auf dem Lande einige Fässer aus. Nach vollendeter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirthin brachte ihm einen Schoppen Wein.

„Nun, Frau Sonnenwirthin, wie geht's?" fragte der Küfer. „Nicht zum Besten," sagte die Wirthin. „Die Leute aus der Stadt kehren fast alle bei unserm Nachbar, dem Sternwirth ein; unsern Wein aber, der offenbar viel besser ist, verschmähen sie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt."

Der Küfer sprach: „Ich könnte es der Frau Wirthin wohl sagen, wenn sie mir es nicht übel

nehmen wollte.“ „Ganz und gar nicht, sagte die Wirthin, ich sehe es vielmehr für ein Freundschaftsstück an.“ „Nun denn, sprach der Küfer, so muß ich schon heraus mit der Sprache.“

„Der Sternwirth hat freilich keine so gute Weine; allein seine Gläser sind hell und rein, wie Krystall. Die Frau Sonnenwirthin hat allerdings bessere Weine; allein die Gläser sind so unreinlich und von den Fliegen beschmuzt und der beste Wein aus einem schmuzigen Glase schmeckt nicht. Sorge die Frau Wirthin dafür, daß die Gläser so rein seien, als der Wein gut ist, und daß auch Fenster, Tische und Stubenboden sich zu den reinen Gläsern schicken, und die Gäste werden nicht ausbleiben.“

Die Wirthin nahm diese Worte zu Herzen. Es gieng sogleich an ein Fegen und Puzen. Sie hielt von nun an auf Reinlichkeit, und bald konnte sie an manchem Tage die Gäste kaum mehr sezen. „Reinlichkeit geht doch über Alles, sagte sie oft zu ihren Kindern; Unreinlichkeit hätte uns in das Verderben gebracht.“

Die holde Reinlichkeit gefällt.
Unreinlichkeit haßt alle Welt.

---

69. Die Suppe.

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu mager, sagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg; ich mag nichts mehr davon.“

„Jezt habe ich nicht Zeit, eine andere zu kochen, sagte die Mutter, ich will dir aber eine bessere Abendsuppe vorsezen.“

Die Mutter gieng hierauf mit Gertrud in den

Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte bis die Sonne untergieng die herausgegrabenen Erdäpfel auflesen und in die Säcke sammeln.

Nachdem sie heimgekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud verkostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt viel besser!“ Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben diese Suppe, die du heute Mittag stehen ließest. Jezt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag fleißig gearbeitet hast.“

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmeckt auch seine Suppe gut.

---

70. Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel voll Milch geben, sezte sich unter einen schattigen Baum in das Gras, brockte das Brod in die Milch und aß nach Herzenslust.

Friederich, ein armer Knabe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah ihm traurig zu und hätte gern auch etwas davon gehabt, allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör und aß begierig fort. Als er nun die Milch bereits aufgezehrt hatte, sieh, da er-

blickte er einen Reim, der auf dem Boden der Schüssel geschrieben stand. Er las ihn mit Erröthen und ließ nun sogleich die Schüssel noch einmal füllen und sich ein großes Stück Brod dazu geben.

Dann rief er den armen Friederich freundlich herbei, brockte ihm das Brod selbst ein, sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen und schenkte ihm noch dazu all sein Taschengeld.

„Den Spruch, sagte Ferdinand, der in dieser Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher Leute schreiben.“ Der Spruch lautet also:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

---

71. Wasser und Brod.

Zur Zeit der Theuerung kam Paul, ein armer Knabe aus dem Gebirge, herab in ein nahes Dorf, und flehte vor den Häusern vermöglicher Leute um Brod. Peter, ein reicher Bauernknabe, saß vor seiner Hausthüre und hatte ein großes Stück Brod in der Hand. „Gib mir auch einen Bissen davon, sagte der arme Paul, mich hungert gar sehr!“ Allein Peter sagte trotzig: „Geh weiter, ich habe für dich kein Brod.“

Übers Jahr kam Peter hinauf in das Gebirge, eine entlaufene Ziege zu suchen. Er irrte lange zwischen den Felsen umher. Die Sonne schien sehr heiß und er verschmachtete beinahe vor Durst; allein nirgends fand er eine Quelle. Endlich sah er im Schatten eines Baumes den armen Paul sizen, der die Schafe hütete und einen Wasser-

krug neben sich stehen hatte. „Gib mir doch zu trinken," sagte der reiche Peter, „mich dürstet gar sehr!" Allein Paul sagte sehr ernsthaft: „Geh weiter, ich habe für dich kein Wasser."

Da fieng Peter an zu weinen, erkannte seinen Fehler und bat den armen Knaben um Vergebung. Paul reichte ihm den Krug und sprach: „Ich bin nicht so hartherzig, dir einen Trunk kalten Wassers zu versagen. Ich wollte dich nur zur Erkenntniß deines Fehlers bringen. Trink und merke dir künftig das Sprüchlein:

Willst du der Hungrigen verachten,
So kannst du einst vor Durst verschmachten."

---

72. Die bezauberten Eier.

Der Schultheiß des Dorfes kam Abends in die Wirthsstube und ließ sich einen Krug Bier und ein Paar weichgesottene Eier geben. Als er das eine Ei öffnete, fand er ein langes schwarzes Haar darin; so giengs auch mit dem andern Ei. Die Bauern in der Stube entsezten sich und sagten: „Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu."

Der Schultheiß lächelte und fragte die Wirthin, von wem sie die Eier gekauft habe. „Von des Besenbinders kleinem Lukas!" sagte die Wirthin. Der Schultheiß ließ ihn sogleich durch den Gerichtsdiener holen.

Als der Knabe in die Stube trat, sprach der Schultheiß zu ihm: „Du bist ein Dieb! Schon lange her wurden meiner Nachbarin die Eier aus den Hennennestern gestohlen, und nie konnte sie den schlauen Dieb entdecken. Da rieth ich ihr, sie sollte jedes Ei mit einer kleinen Nadelspize

durchstechen, ein langes Roßhaar hineinschieben und die so bezeichneten Eier wieder in die Nester legen. Sie machte es so, und so hat es ein Haar an den Tag gebracht, daß du der Eierdieb seiest. Gerichtsdiener, weiset ihm sein Nachtquartier in dem Thurme an."

So schlau sich der Betrug versteckt,
Durch's kleinste Ding wird er entdeckt.

73. Die gebratene Gans.

„Heute ist mein Namenstag, sagte der kleine Martin zu seinen Geschwistern: heute auf die Nacht bekommen wir eine gebratene Gans." Sobald man Abends das Licht anzündete, sezten sich die Kinder voll Freuden um den gedeckten Tisch und konnten den seltenen Braten kaum erwarten.

Endlich kam die Magd herein, sah nach der Gans, die in dem Ofen der Stube gebraten wurde und sagte: „Vor einer halben Stunde kann man noch nicht essen." Die Kinder fiengen voll Ungeduld an zu weinen. Die Magd wollte eine List gebrauchen und sprach: Draußen geht heute ein fürchterlicher Mann herum, Klaubauf genannt, welcher ungehorsame Kinder in seinen Sack steckt. Wenn ihr nicht schweiget, so gebe ich ihm die Gans."

Die Kinder achteten wenig auf diese Rede und verlangten mit noch größerem Ungestüm, man sollte einmal anrichten. Nun machte die Magd das Fenster auf, bot die Pfanne mit der Gans hinaus und sagte: „Da Klaubauf, hast du die Gans." „Ich danke," rief draußen mit rauher Stimme ein Dieb, riß ihr die Pfanne samt der Gans aus der Hand und lief damit eilig davon.

Die Kinder schrieen jämmerlich zusammen und auf ihr Geschrei kam die Mutter in die Stube. Als sie vernahm, was geschehen war, sagte sie: „Ihr Kinder seid nun für euer gewaltthätiges Wesen bestraft, und könnt nun anstatt des Bratens mit einer Suppe vorlieb nehmen. Dir aber, sprach sie zu der Magd, habe ich deine albernen Mährchen schon oft untersagt; ich werde dir nun für deine übel abgelaufene List — Gans und Pfanne am Lohn abziehen."

Wohl dem, der sanft und redlich ist,
Denn selten hilft Gewalt und List.

---

74. Das Morgengebet.

Kunigunde, eine arme Witwe, betete alle Tage, bevor sie sich an ihr Spinnrad sezte, in ihrem einsamen Stübchen ihr Morgengebet mit großer Andacht, und las dann in ihrem Gebetbuche noch den Spruch, der auf den Tag traf.

Eines Tages traf es sich, daß der Spruch sie zu Werken der Wohlthätigkeit ermunterte: „Ja, mein Gott, sagte sie, wie könnte ich Andern Gutes thun? Ich habe von der Welt nichts, um mich zu ernähren, als mein Spinnrädlein, und damit erwerbe ich mir kaum das tägliche Brod. Der Winter ist vor der Thür und ich habe nicht einmal das nöthige Holz. Die Finger sind mir in der kalten Stube jezt schon steif, daß ich kaum mehr spinnen kann. Auch der Hauszins ist noch nicht ganz bezahlt. Ich werde wohl selbst wohlthätige Menschen um Almosen anflehen müssen.

Sie sann indeß noch nach, was sie etwa Gutes thun könnte. Es fiel ihr ein, daß eine Jugend-

freundin von ihr, die am andern Ende der Stadt wohne und arm und alt war, krank liege. „Diese will ich heute besuchen, sagte sie, spinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröstliche Wort sagen."

Sie nahm ihr einziges Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer Freundin zu bringen, und machte sich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als sie ihre Freundin erblickte, eine große Freude. „Denke nur, Kunigunde, sagte sie, ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Wolltest du nun nicht zu mir ziehen und mir aufwarten? Du würdest doch Holzgeld und Hauszins ersparen, und dein Spinnen und meine kleine Erbschaft würden wohl hinreichen, uns beide zu ernähren."

Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog sogleich zu ihr und konnte nun nach langer Zeit das erste Mal ruhig und sorgenfrei schlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr zu diesem Glücke verholfen hatte, sehr oft:

Ihr Lieben nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht!
Das macht den Tag erträglich
Und eine gute Nacht.

---

75. Das Abendgebet.

Das fromme Fräulein von Wall lebte auf ihrem Landgute, eine Meile von der Stadt. Eines Abends, da sie schon im Bette lag und wie gewöhnlich noch in einem Andachtsbuche las, kam eine Kutsche vor dem Hause angefahren. Das Fräulein wurde zu einer kranken Freundin in die

Stadt geholt und fuhr mit ihrer Kammerjungfer und ihrem Bedienten auch eilends dahin ab.

Ein Dieb benuzte diese Gelegenheit, stieg auf einer Leiter zum Fenster hinein in das Zimmer des Fräuleins, zündete vermittelst eines Feuerzeuges, den er bei sich trug, Licht an und blickte nach Kostbarkeiten umher, um sie in seinen Quersack zu stecken.

Da sah er auf dem Nachttischlein neben dem Bette das offene Gebetbuch liegen, bei dem ein Leuchter mit der ausgelöschten Kerze stand. Er sah in das Buch hinein und las die Worte; „Lieber Gott! möchte ich diesen Tag ohne Sünde zugbracht haben — wie sanft würde dann mein Schlaf sein! Möchte ich mein ganzes übriges Leben ohne Sünde zubringen — wie würde dann selbst der Tod, der den Menschen so bitter ist, für mich nichts anders sein, als ein sanfter Schlaf!"

Diese Worte giengen dem Diebe so zu Herzen, daß er Alles liegen und stehen ließ, zum Fenster hinaus eilte, von der Zeit an niemals mehr, auch nur eines Kreuzers werth, stahl. Auf seinem Sterbebette erzählte er diese Geschichte seinen Kindern und ermahnte sie zum Gebete.

Gebet kann selbst das Herz des Sünders rühren,
Und ihn zurück auf Gottes Wege führen.

---

76. Die Mutterthräne.

Ein junges Fräulein bekam einen Brief, der sehr schmeichelhaft und verführerisch geschrieben war. Sie zeigte voll des kindlichsten Zutrauens den Brief ihrer Mutter. Die liebevoll besorgte Mut-

ter las ihn und ihre Thränen fielen auf das gefährliche Blatt.

Da rief das Fräulein: „O liebste Mutter, seien Sie außer Sorgen! Ihre Thränen haben alle diese Schmeicheleien und Versprechungen, die in dem Briefe stehen, bis auf die lezte Silbe ausgelöscht."

Die Mutter umarmte ihre Tochter und schenkte ihr einen Ring von Diamanten, die heller funkelten, als Thautropfen im Sonnenglanze.

„So oft man dir wieder solche Anträge macht, sprach sie, so sieh' diese Steine an und denke, es seien Thränen deiner Mutter."

Gedenke stets der Mutterzähren,
So wird kein Laster dich entehren.

---

77. Die Hausmittel.

Heinrichs Eltern waren sehr reich, sie gaben ihm daher alles, was er nur wünschte und verzärtelten ihn auf mancherlei Weise. Sie starben aber sehr frühe und Heinrich kam auf das Land zu dem Bruder seiner Mutter.

Hier wollte es ihm nun Anfangs gar nicht gefallen. In dem Hause seiner Eltern gieng er meistens müßig; hier mußte er fleißig arbeiten, vorher genoß er allerlei köstliche Speisen, jezt mußte er mit einer sehr einfachen Kost vorlieb nehmen. In der Stadt dauerten die lustigen Gesellschaften oft bis Mitternacht; hier auf dem Lande gieng man nach vollendetem Tagwerke zu rechter Zeit schlafen.

Obwohl Heinrich sich hier schwer angewöhnte, so sah er die guten Folgen dieser Lebensart doch

bald ein. Er war vorhin fast beständig krank, hatte ein blasses Aussehen und mußte öfters Arznei nehmen. Nun wurde er aber gesund und kräftig wie ein Baum und frisch und roth wie eine Rose. Da sagte er denn sehr oft: „Der Vetter hat doch Recht:

Arbeit, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Thüre zu."

---

78. Das Geburtstagsgeschenk.

Fräulein Cäcilie feierte ihren vierzehnten Geburtstag. Vater, Mutter und Geschwister wünschten ihr Glück und beschenkten sie reichlich. Die Großmutter aber überreichte ihr einen Veilchenkranz, der mit einer Perlenschnur umwunden und mit einer Schleife von rosenfarbenem Bande geziert war.

„Meine liebe Enkelin! sagte sie gütig und mit gerührtem Herzen, möchten die Perlen ein Sinnbild deiner Demut werden."

Cäcilie warf aber einen verächtlichen Blick auf den Kranz und dachte bei sich: „Ich hätte von meiner Großmutter etwas Besseres erwartet, als Blumen, die man umsonst haben kann, und als solche Perlen, die lange nicht so hell glänzen, als die wohlfeilen Glasperlen."

Sie nahm den Kranz, sezte ihn geschwind ihrem kleinen Schwesterchen auf und sagte mit boshaftem Lächeln: „Julchen, der blaue Kranz steht in deinen gelben Haaren unvergleichlich schön. Ich wüßte nichts damit anzufangen; für ein Kind aber, wie du, ist es ein prächtiges Geschenk.

Die Großmutter sprach: „Cäcilie hat Recht!

Das Geschenk schickt sich besser für ein anspruchloses Kind, als für ein hochmüthiges eigennüziges Fräulein. Die Perlen, die Cäcilie nicht kannte, und sie deßhalb verschenkte, sind ächt und kosteten mich bare hundert Thaler. Cäcilie, der dieses Geschenk zu schlecht war, hat sich für ihren Eigennuz und Stolz selbst bestraft. Du aber, gutes Julchen, merke dir das Sprüchlein, das hier auf dem rothenBande mit goldenen Buchstaben gestickt, und wohl mehr werth ist, als Gold und Perlen:

Sei stets an Perlen ächter Tugend reich,
An Demut stets den Veilchen gleich.

---

79. Die Namensunterschrift.

Leonore war eine sehr tugendhafte Jungfrau, fleißig und geschickt in allen häuslichen Arbeiten, auch schön von Angesicht. Ein vermöglicher sehr rechtschaffener Handelsmann in dem Städtchen machte ihr, wiewohl sie arm war, den Antrag, sie zu heiraten. Sie war darüber sehr erfreut und alle Gutgesinnten wünschten ihr Glück, einen so braven Mann zu bekommen. Mehrere Freunde des Bräutigams und der Braut kamen an einem bestimmten Tage zusammen. Der Ehevertrag wurde zu Papier gebracht und es fehlte nunmehr die Namensunterschrift der Braut. Allein da zeigte es sich, daß Leonore nicht schreiben konnte.

Der Bräutigam erschrack sehr und sagte: Das hätte ich nicht geglaubt, daß eine solche hübsche wohlgesittete Jungfrau nicht schreiben könne. Allein da ich öfter in Geschäften abwesend bin, so muß meine Ehefrau die abgegebenen Waren in das Handelsbuch eintragen, oder auch eine Nota darüber

ausstellen können. Es kann, so leid es mir ist, nunmehr aus der Heirat nichts werden." Alle Anwesenden giengen betrübt auseinander. Am betrübtesten war Leonore, die noch dazu schadenfrohen Menschen zum Gespött wurde. Sie weinte manche heiße Thräne, daß sie das Schreiben nicht gelernt hatte und sagte oft:

Wer arm ist und nichts weiß und kann,
Ist leider doppelt schlimm daran."

80. Der Reichthum.

Joachim hatte nur ein geringes Bauerngut, er lebte aber bei Arbeit, Gebet und Sparsamkeit mit den Seinigen zufrieden, litt an nichts Mangel und konnte noch jährlich eine kleine Summe Geld für seine Kinder zurücklegen.

Eines Tages reinigte er den Schöpfbrunnen in seinem Hofe; da fand er tief unter Schlamm und Sand einen großen Kupferhafen voll Gold und Silber und glaubte, jezt erst mit dem vielen Gelde ziehe er die wahre Glückseligkeit aus dem Brunnen herauf.

Er überließ nun den Feldbau seinen Knechten, kleidete sich weit über seinen Stand, aß, was gut und theuer war, fieng das Trinken und Spielen an, dachte nicht mehr an Gott und Ewigkeit, und hatte in kurzer Zeit anstatt der gefundenen Schäze eine große Schuldenlast aufgehäuft.

Der übel angewandte Reichthum hatte ihn zum Bettler gemacht. Sein Bauerngütchen wurde zum Verkauf ausgeboten, seine Gesundheit war durch die verschwenderische Lebensart zerstört, jeder Funken von Gottesfurcht aus seinem Herzen erloschen. Da gieng er hin an eben den Brunnen, aus dem er den

reichen Schaz herausgezogen hatte, und stürzte sich verzweifelnd hinunter.

Viel Geld scheint dir das größte Glück auf Erden: —
Und doch kann's leicht dir zum Verderben werden.

81. Das wohlangewandte Geld.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und die Seinigen nur schlecht und recht und vermied alle überflüssigen Ausgaben.

„Aber, wo thut ihr denn euer übriges Geld hin, Meister Schreiner?" sagte einmal sein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner sprach: „Ich zahle theils Schulden mit ab, theils lege ich es an den Zins." „Ei, rief der Dreher, ihr scherzet: Ihr habet keine Schulden und auch kein Kapital am Zinse."

„Es ist doch so, sprach der Schreiner, laßt euch die Sache nur erklären. Seht, all das Geld, das meine guten Eltern seit der Stunde, in der ich das Tageslicht das erste Mal erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurückbezahlen muß; das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um sie etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Kapital an, das sie mir dereinst, wenn ich alt bin, samt Zinsen zurückbezahlen werden."

„Wie meine Eltern nichts sparten, mich gut zu erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Eltern zu ersezen, so hoffe ich auch, meine Kinder werden diese ihre nämliche

Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt."

Wie viel thun gute Eltern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder zahlt es ihnen treulich einst zurück!

---

82. Der Jahrmarkt.

Eine vermögliche Frau auf dem Lande, die keine Kinder hatte, wollte das fleißigste und sittsamste Mädchen aus ihrer Verwandtschaft in der Stadt an Kindesstatt annehmen. Da kam sie denn einmal auf den Jahrmarkt in die Stadt, und sogleich fanden sich mehrere arme Mädchen bei ihr ein, sich ihr zu empfehlen. Alle behaupteten, mit ihr verwandt zu sein. Die Frau ließ dies gut sein, gab jedem der Mädchen Geld und sagte: „Kauft euch auf dem Markte selbst ein, was jeder das Liebste ist; dann kommt aber wieder zurück und laßt mich sehen, was ihr gekauft habt."

Die Mädchen eilten fort, kamen voll Freuden zurück, und brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen, goldgestickte Haubenzeuge und ähnliche Putzwaren; nur eine einzige aus ihnen, Namens Auguste, hatte nichts dergleichen, sondern eine schöne Kunkel nebst ein Duzend Spindeln gekauft.

Die Frau nahm Augusten freundlich bei der Hand und sagte: „Du liebes Kind bist das sittsamste und fleißigste aus Allen. Die Andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen nur zu deutlich gezeigt, daß ihnen an Puz und Eitelkeit mehr gelegen sei, als an Fleiß und Arbeitsamkeit. Du bist von nun an meine Tochter, und fährst morgen mit mir auf mein Landgut."

Ein Herz, das sich zur Tugend neiget,
Den Edelmuth in Allem zeiget.

---

83. Die Masken.

Ein Edelmann gab einigen Gästen eine prächtige Abendmahlzeit. Während man an der Tafel saß, kamen zwei Masken in den Sal, die nicht größer waren, als Kinder von fünf bis sechs Jahren, die einen vornehmen Herrn und eine vornehme Frau vorstellten. Der Herr hatte ein scharlachrothes Kleid mit goldenen Borten an, seine große wolkichte Perücke war schneeweiß gepudert, und in der Hand hielt er einen bordirten Hut. Die Frau war in goldgelben Taffet mit silbernen Flittern gekleidet, und hatte ein niedliches Hütchen mit hohen Federn auf dem Kopf und einen Fächer in der Hand. Beide tanzten sehr zierlich und machten öfters sehr künstliche Sprünge. Jedermann sagte, man könne die Geschicklichkeit dieser artigen Kinder nicht genug bewundern.

Da nahm ein alter Offizier, der mit zu Tische saß, einen Apfel von der Tafel und warf ihn zwischen das tanzende Paar. Plözlich stürzten Herr und Dame auf den Apfel los, stritten und zerrten sich darum wie wüthend — rissen sich Masken und Kopfpuz ab und anstatt des Paars geschickter Kinder kamen ein Paar garstiger Affen zum Vorschein. Alle an der Tafel erhoben ein lautes Gelächter; der alte Offizier aber sprach sehr ernsthaft: „Affen und Narren mögen sich immerhin prächtig herauspuzen; es kommt doch bald an den Tag, wer sie sind.“

Was nüzt ein prächtiges Gewand,
Fehlt dir's an Tugend und Verstand.

84. Der Schaz im Walde.

Ambros besuchte in einem benachbarten Dorfe seine Großmutter und sie schenkte ihm einen Korb voll Aepfel. Wie er nun mit seinem Apfelkorb auf dem Kopfe am späten Abende durch den Wald nach Hause gieng, sah er unter einem alten Eichbaume etwas glänzen, wie lauter Silber. „Das ist ein Schaz!" dachte er, schüttelte die Aepfel auf die Erde, füllte den Korb mit den gefundenen Kostbarkeiten und lief damit voll Freude nach Hause. Als er aber den Fund am nächsten Morgen beim Lichte der Sonne betrachtete, sieh, da hatte er für seine schönen Aepfel, die in der vergangenen Nacht von den Wildschweinen aufgezehrt worden — nichts, als faules Holz.

Es ist beim Strahl des rechten Lichts
Manch' Erdenglück ein glänzend Nichts.

85. Der Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigen Bergen die Schafe und sang und sprang voll Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Gegend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich her und sprach zu ihm: „Warum bist du denn gar so lustig, lieber Kleiner?" Der Knabe kannte den Fürsten nicht und sagte: „Warum sollte ich nicht lustig sein? Unser gnädiger Landesfürst ist nicht reicher, als ich." „So, sprach der Fürst, laß doch einmal hören, was du Alles hast!" Der

Knabe sagte: „Die Sonne an dem schönen blauen Himmel scheint für mich so freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal grünen und blühen für mich so schön, wie für ihn. Meine beiden Hände gäbe ich nicht für hunderttausend Gulden und meine beiden Augen wären mir um alle Kostbarkeiten in der fürstlichen Schatzkammer nicht feil. Ueberdies habe ich Alles, was ich wünsche; denn ich wünsche nicht mehr, als ich nöthig habe. Ich esse mich täglich satt, habe Kleider, mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich so viel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt ihr sagen, daß der Fürst mehr habe?"

Der gütige Fürst lächelte, gab sich zu erkennen, und sprach: „Du hast recht, guter Knabe, und kannst nun sagen: „Der Fürst selbst habe dir Recht gegeben. Bleibe bei deinem fröhlichen Sinn."

Zufriedenheit macht froh und reich
Und wohl dem größten König gleich.

---

86. Das geschickte Dienstmädchen.

Lenchen war sehr geschickt, sie bildete sich aber auf ihre Geschicklichkeit nicht wenig ein. Ihre Mutter verdingte sie zu einer Bäurin in den Dienst und sagte beim Abschiede: „Bitte täglich Gott, daß er dir in deinem Dienste Glück und Segen gebe." Lenchen aber sagte: „Mir ist nicht bange, ich verlasse mich auf meine Geschicklichkeit."

Sogleich am ersten Morgen sollte Lenchen einheizen, und bemühte sich eine halbe Stunde lang vergebens, Feuer zu schlagen; endlich lief sie zur

Nachbarin, Licht zu holen. Allein sie glitschte auf dem Eise und zerbrach die Laterne. Da bekam sie schon den ersten Verweis; indeß entschuldigte sie sich damit, von dem Thauwetter sei der Zunder feucht geworden und auf der Straße Glatteis entstanden.

Hierauf mußte Lenchen in der Kammer unter dem Dache ein Körbchen voll Eier holen. Wie sie das Körbchen nehmen wollte, sprang eine Maus, die dahinter versteckt saß, plözlich hervor und Lenchen erschrack so sehr, daß ihr das Körbchen aus der Hand fiel und die Eier zerbrachen. Die Bäurin, die noch wegen der Laterne zornig war, achtete wenig auf Lenchens Entschuldigung und gab ihr einen noch schärferen Verweis.

Ueber eine Weile wollte Lenchen mit einem irdenen Topf voll Milch, den sie sehr vorsichtig auf dem Kopfe trug, zur Hausthür hineingehen. Allein ein Eiszapfen fiel vom Dache in den Topf und schlug ihm den Boden aus. Als Lenchen ganz mit Milch übergossen in die Stube trat, ward die Bäurin so aufgebracht, daß sie Lenchen gar nicht zu Worte kommen ließ und sie als ein ungeschicktes tölpisches Mädchen fortschickte.

Lenchen kam beschämt und mit verweinten Augen nach Hause und die Mutter sagte: „Siehst du nun, wie nöthig es sei, um Gottes Segen zu bitten! Tausend kleine Umstände sind nicht in unserer Gewalt und nur er kann sie so lenken, daß sie uns unschädlich oder gar nüzlich werden."

Der Mensch bringt ohne Gottes Segen
Nicht das geringste Werk zuwegen.

87. Der wohlthätige Gärtner.

Ein alter freundlicher Gärtner war sehr wohlthätig gegen die Armen. Manches Stück Geld, für das er sich ein schöneres Kleid, zierlicheres Hausgeräth oder irgend ein Vergnügen hätte verschaffen können, gab er den Nothleidenden, die ihn um Hilfe ansprachen. Dabei sagte er gewöhnlich: „Je nun, ich muß wieder ein Aepfelein über den Zaun werfen.“

Man fragte ihn einmal, was er mit den sonderbaren Worten sagen wolle. Da erzählte der Gärtner: „Ich rief einst einige Kinder in meinen Baumgarten, erlaubte ihnen, von dem Obste, das unter den Bäumen lag, so viel zu essen, als sie wollten, verbot ihnen aber, etwas davon in die Tasche zu schieben und mit sich zu nehmen. Ein Knabe war jedoch so listig, und warf einige der schönsten Aepfel über den Zaun, um sie dann draußen wieder zu finden.“

„Der Knabe handelte allerdings sehr schlecht, und ich ließ ihn deßhalb nie mehr in meinen Garten. Allein wie die Biene aus mancher giftigen Blume Honig zieht, so lernte ich aus dieser bösen That etwas Gutes.“

„Sieh, fiel mir ein, es ist mit uns Menschen in der Welt, wie mit den Kindern in diesem Garten. Wir dürfen die Güter dieser Welt zwar gebrauchen, aber nichts davon mitnehmen. Was wir aber davon den Armen geben, das werfen wir gleichsam über den Gartenzaun, und wir werden es einmal jenseits des Zauns — in der Ewigkeit wieder finden.“

Was wir dahier den Armen geben,
Bleibt aufbewahrt in jenes Leben.

88. Der Gartendieb.

Kolumban war ein ausgemachter Gartendieb. Einmal in einer finstern, stürmischen Herbstnacht, da Alles im Dorfe bereits im tiefen Schlafe lag, schlich er in den Schloßgarten. An dem Schlosse war ein prächtiger Weinstock aufgezogen, an dem ganz oben noch sehr viele vorzüglich schöne Trauben hiengen. Kolumban kletterte an dem Geländer wie an einer Leiter hinauf, schnitt mit seinem Messer die Trauben ab und legte sie in den Tragkorb, den er sich auf den Rücken geschnallt hatte. Es freute ihn sehr, als er fühlte, wie die Last des gestohlenen Guts immer schwerer und schwerer wurde. Allein, da der Korb bereits voll war — brach von der zu schweren Last plözlich die Latte, auf der Kolumban stand. Er stürzte herab, fiel in das Messer und versezte sich einen tödtlichen Stich.

Vor fremdem Gut bewahr' die Hände,
Sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende.

---

89. Der Hausdieb.

Melcher war ein Tagwerker, der in einem Seitengäßchen, nicht weit vom Posthause wohnte; da er sich sehr gut auf das Kutschiren verstand, so nahm ihn der Postmeister zum Postknecht an. Allein bald wurde Melcher bei seinem Herrn verklagt, daß er ihm Haber stehle. Erst gestern Nacht, hieß es, habe er sich heimlich mit einem Sack voll Haber nach Hause geschlichen.

Der Postmeister gieng sogleich in Melchers Haus und stellte ihn zur Rede. „Herr! sprach Melcher, durchsucht mein ganzes Haus; wenn ihr ein Körn-

lein Haber findet, so will ich meinen Dienst verlieren." Der Postmeister suchte, von Melcher begleitet, auf dem Dachboden und in allen Kammern nach und fand nichts.

Als Beide wieder in Melchers Stube traten, sagte Melcher: „Dem Herrn Postmeister kann ich es nicht verdenken, daß er die Sache untersucht; aber die falschen Leute, die mich verleumdeten, müssen mir meine Ehre wieder geben. Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Stube zitterte. Aber sieh — plözlich fieng es an, Haberkörner auf den Tisch herab zu regnen.

Melcher hatte den gestohlenen Haber zwischen den Brettern der Stubendecke und des Dachbodens versteckt. Eine Maus hatte die Stubendecke durchnagt und auf den Faustschlag waren die Körner durch das Loch herabgefallen. Melcher wurde todtenblaß, konnte den Diebstahl nicht mehr läugnen, und mußte den gelben Rock für immer ausziehen. Da entstand das Sprichwort:

Sei noch so schlau bei bösen Thaten,
Ein Mäuslein kann die List verrathen.

---

90. Der junge Fischdieb.

Dionis, ein sehr leichtsinniger Knabe, schlich sich zur wohlgefüllten Fischergrube nächst dem Dorfe, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme so tief er konnte, in das Wasser, und wühlte lange darin herum. „Ha, sagte er, endlich habe ich einmal einen herrlichen Fisch, es ist, glaube ich, gar ein Aal." Er zog den Arm heraus — und sieh, da wand sich eine gräuliche Wasserschlange in seiner Hand. Er that vor Entsezen einen Schrei, warf

die Schlange augenblicklich wieder in das Wasser und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken, — denn der alte Fischer Jakob stand vor ihm. „Dieses Mal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen lassen, sagte der Fischer. Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: „Habe immer einen solchen Abscheu vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Thiere. Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn:

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
Gereicht uns immer zum Verderben.

---

91. Der Räuber.

Ein Räuber stand mit geladener Flinte im Gebüsche, und lauerte auf einen reichen Kornhändler. Der Kornhändler kam und hatte eine schwere Geldgurt um den Leib. Der Räuber spannte den Hahn und ließ sich, um sicherer zu zielen, auf ein Knie nieder. Allein er knieete auf eine Schlange, die im dürren Laube versteckt war. Die ergrimmte Schlange fuhr auf, fiel ihn wüthend an und der Schuß gieng fehl. Auf den Schuß und das Jammergeschrei des Räubers sprang der Kornhändler herbei. Da sah er mit Entsezen, wie der unglückselige Mensch auf dem Boden lag, wie die Schlange sich ihm um Arm und Hals gewickelt hatte — und ihn mit giftigen Bissen tödtete. „Ach, seufzte der Sterbende, indem er den Kornhändler erblickte, mir geschieht es recht, in eben dem Augenblicke da ich dir das Leben rauben wollte, komme ich selbst darum."

Oft trifft den frechen Bösewicht,
Gleich auf der That sein Strafgericht.

92. Der Horcher.

Anselm hatte den Fehler, daß er gerne horchte. Der Vater warnte ihn oft, allein es half nichts. Eines Abends kam ein Bürger aus der Stadt zu dem Vater in den Garten und sagte, er habe einiges in Geheim mit ihm zu reden. Der Vater gieng mit ihm in das Gartenhaus und machte die Thüre zu.

Anselm schlich sogleich herbei und hielt das Ohr an ein kleines Astloch, das in der Thüre war. Allein auf einmal wurde es ihm ganz wunderlich in seinem Ohre. Es war ihm, als krieche und krabbele etwas darin herum. Bald aber empfand er entsezliche Schmerzen, daß er laut schreien mußte und fast rasend wurde.

Der Vater kam mit dem Bürger erschrocken aus dem Gartenhause. Man ließ einen Arzt holen. Dieser sprizte mit einer kleinen Sprize dem Anselm in das Ohr. Endlich kroch ein Ohrwurm aus dem Ohre hervor. Der Wurm, der in dem Astloche gesteckt hatte, war dem Anselm in das Ohr gekrochen.

„Bist du nun für dein Horchen bestraft? sagte der Vater. Laß es dir künftig zur Warnung sein! Manchem Horcher sind schon viel schlimmere Würmer, als ein Ohrwurm in das Ohr, ja in Hirn und Herz gekrochen; ich meine: Mißverstand und Verdacht, Haß und Feindschaft."

Möcht' fremde Horcher abzuschrecken,
In jeder Riz' ein Ohrwurm stecken.

93. Die Näscherin.

Margarethens Mutter hatte einst in der Küche beide Hände voll Arbeit und rief: „Gretchen, hol' geschwind eine Citrone, da ist der Schlüssel zum Speisegewölbe!"

Als Margarethe in das Speisegewölbe kam, schaute sie begierig umher, ob es nichts zum Naschen gebe. Da erblickte sie oben auf einem Brette den Honigtopf. Sie streckte sich so sehr sie konnte, den Topf zu erreichen, und tupfte mit ausgestrecktem Zeigefinger hinein, um Honig zu schlecken.

Allein plözlich zwickte etwas sie ganz entsezlich in den Finger — und als sie schreiend und weinend die Hand herauszog, hieng ein großer Krebs daran, der den Finger mit seiner Scheere gepackt hatte, und ihn gar nicht mehr loslassen wollte.

Die Mutter hatte nämlich den Honig vor ein paar Tagen verkauft, und weil der Topf eben leer stand, einige Krebse darin aufbewahrt — und Gretchen hatte davon nichts gewußt.

Auf ihr Geschrei sprangen alle Leute im Hause dem Speisegewölbe zu. Das naschhafte Mädchen trug nicht nur einen blutigen Finger davon; sie schämte sich auch entsezlich, daß ihre Naschhaftigkeit an den Tag gekommen war.

Vor Nascherei nimm dich in acht,
Sie hat schon Manchem Leid gebracht.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

94. Die guten Nachbarn.

Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte

sich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein und wäre bald ertrunken. Allein der Schmied, der jenseits des Baches wohnte, sah es, sprang sogleich in das Wasser, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus stand schon beinahe ganz in Flammen, ehe der Schmied es merkte. Er rettete sich mit Weib und Kindern. Nur sein kleinstes Töchterlein hatte man im ersten Schrecken vergessen.

Das Kind fieng in dem brennenden Hause an zu schreien; allein kein Mensch wollte sich hineinwagen. Da kam plözlich der Müller, sprang in die Flammen — brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmied in die Arme und sagte:

„Gott sei gelobt, daß er mir Gelegenheit gab, euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Wasser gezogen, und ich habe mit Gottes Hilfe euere Tochter aus dem Feuer errettet."

Dem, der sich Andern hilfreich zeigt,
Sind sie zu helfen auch geneigt.

---

95. Der Hufschmied.

Ein fremder Herr kam in einer schönen Kutsche, an der aber eine eiserne Stange zerbrochen war, in ein abgelegenes Dorf. Der Wirth sagte: „Unser Schmied ist sehr geschickt. Er ist zugleich ein

gelernter Vieharzt; ja sogar die Leute im Dorfe lassen sich von ihm kuriren."

Der Herr fuhr vor die Schmiede, und nachdem die Stange gemacht war, sagte er zum Schmied: „Ihr habt meine Kutsche trefflich hergestellt; wollt ihr nicht auch meine goldene Repetiruhr hier ein wenig ausbessern?"

Der Schmied sah den Herrn verwundert an — die Leute, deren eine ganze Schar zusammengelaufen war, lachte den Herrn aus und ließen sich es deutlich merken, daß sie ihn für einen sehr dummen Menschen ansahen.

Der Herr aber sprach: „Ich bin lange nicht so dumm, als ihr. So wenig der geschickteste Hufschmied die Sackuhr hier ausbessern kann, so wenig kann der gelehrteste Vieharzt einen Menschen kuriren."

Den rechten Arzt, nicht Pfuscher braucht, seid ihr krank,
Wollt ihr statt Arznei nicht einen Todestrank.

---

96. Der Gefangene.

Ritter Adelstan wurde von seinen Feinden gefangen und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, wohin weder Sonne noch Mond schien. Er wurde mit schweren eisernen Ketten gefesselt, und das kleine Fenster seines Kerkers war mit dicken, eisernen Stangen verwahrt. Vergebens suchte er sich von seinen Fesseln loszumachen, vergebens durch das eiserne Gitter zu entrinnen. Er gab alle Hoffnung auf, jemals aus seiner traurigen Gefangenschaft befreit zu werden. Was ihm

aber, da er bisher im Überfluß gelebt hatte, noch besonders schwer fiel, war die schlechte Kost, die ihm gereicht wurde. Man gab ihm nichts zu essen, als täglich ein wenig schwarzes Brod, und nichts zu trinken als Wasser. Er benezte oft sein Stücklein Brod mit Thränen und sank dann hungrig auf sein Lager von Stroh.

Allein eben diese schlechte Kost diente gegen den Willen seiner Feinde ihm zu seiner Befreiung Er wurde sehr mager — und nun streifte er mit leichter Mühe seine Fesseln ab und schlüpfte bei Nacht zwischen den eisernen Stangen seines Fensters ohne große Anstrengung hinaus. Er lief die ganze Nacht, so eilig er konnte, seiner Heimat zu und als er bei aufgehender Sonne sein Schloß erblickte und sich in Sicherheit sah, fiel er auf die Kniee nieder und rief: „O Gott! wie danke ich Dir! was mir ein Unglück schien, ist gerade mein Glück. Hätte man mir eine bessere Kost gereicht, so hätte mein Auge Deine liebe Sonne und meine geliebte Heimat nie mehr gesehen, und ich hätte mein ganzes Leben in einem schauerlichen Kerker zubringen müssen."

Was uns auch für ein Leiden drücke,
Es dienet stets zu unserm Glücke.

---

97. Der Blinde.

Ein Mann, der etwas schwach am Verstande war, hatte noch überdieß das Unglück, nach und

nach das Augenlicht zu verlieren. Da sprach er denn in seiner Einfalt: „Ich weiß gar nicht, was es mit der Sonne ist; mit jedem Tage scheint sie trüber. Sie steht so traurig am Himmel, wie ein blasser Mond."

Nach einiger Zeit, da seine Augen noch mehr zerrüttet waren, sagte er: „Es ist schrecklich anzusehen; aber es ist doch nicht anders! Die Sonne leuchtet nunmehr mit dunkeln, schauerlich rothen Strahlen und Alles, was ich um mich her erblicke, jedes Baumblatt und jede Blume hat die natürliche schöne Farbe verloren und sieht so grau aus wie Asche, oder gar schwarz wie Kohlen."

Als der Mann endlich ganz blind war, rief er: „Nun ist die Sonne ganz erloschen, und jezt, zur Mittagsstunde ist es so finster, als sonst um Mitternacht." Die Leute versicherten ihn zwar, die Sonne scheine hell und freundlich in das Dörflein herein. Er aber glaubte es nicht und blieb darauf: „Es gibt keine Sonne mehr und dicke Nacht bedeckt die Erde." Es fiel ihm nicht ein, den Fehler in seinen zerrütteten Augen zu suchen.

So, wie diesem Blinden, sagt ein weiser, frommer Mann, geht es auch dem bösen Menschen mit dem Glauben an Gott und göttliche Dinge. Indem ihn sein verfinsterter Sinn durchaus nichts Göttliches mehr wahrnehmen läßt, erlischt in ihm der tröstliche Glaube.

Gott gib uns helle Augen,
Die dich zu sehen taugen.

---

98. Der Taube.

Ein Seeoffizier brachte von einer weit entlegenen Insel einen jungen Wilden mit, der unterwegs durch eine Krankheit das Gehör gänzlich verloren hatte. Eines Abends kamen bei einem Offizier einige Freunde zusammen und unterhielten sich mit Musik. Der Jüngling, der von musikalischen Instrumenten keinen Begriff hatte, sah zu, wie die Klaviermeister, die Flötenspieler, die Geiger und der Mann an der Baßgeige so emsig beschäftigt waren, und fieng über die seltsamen Bewegungen an laut zu lachen. „Das sind tolle Leute, sagte er, ich kann mir gar keine unnüzere Arbeit denken. Dabei, ihr Herren, kommt doch gar nichts heraus."

Der Jüngling erlangte indeß durch die Kunst eines geschickten Arztes sein Gehör wieder. Allein wie erstaunte er, als er nun in das Musikzimmer kam und bemerkte, wie jede Bewegung der Finger, jeder Hauch des Mundes, jeder Strich des Bogens seine Bedeutung habe und die lieblichsten Töne hervorbringe. „O wie toll war ich, rief er, daß ich diese Künstler verlachte! Welche Lust, welches Vergnügen wissen sie durch ihre Kunst zu bewirken!"

„Gleich diesem Wilden, sprach der Offizier, urtheilen wir oft über die Wege der göttlichen Vorsehung, weil wir nicht genau wissen, wozu Gott dieses und jenes geschehen läßt. Werden wir dieses einst inne, so werden wir finden, daß Alles übereinstimmend sei, wie die herrlichste Musik."

Was nur geschieht, im Großen und im Kleinen,
Weiß Gott zum schönsten Ziele zu vereinen.

99. Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am späten Abend vor das Haus eines Kaufmanns, und sagte mit flehender Stimme: „Der Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeschickt, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Nun muß ich ohne Obdach umherirren und mein Stücklein Brod vor den Thüren gutherziger Menschen betteln. Erbarmt euch doch meiner, gebt mir einen Bissen Brod und behaltet mich über Nacht."

Der Kaufmann, seine Frau und seine Kinder hatten mit dem armen schwarzen Manne großes Mitleid. Das kleine Lottchen sagte jedoch: „Wenn er nur nicht so schwarz aussähe! ich fürchte mich fast vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben, er würde es rußig machen." Lottchens Geschwister lachten. Der Vater aber belehrte das Kind und rief den Mohren herein, ließ ihm zu essen geben und ihm eine Schlafkammer anweisen.

Um Mitternacht ward der Mohr von einem leisen Geräusche aufgeweckt, und sieh, zwei Räuber stiegen zum Kammerfenster herein, und ihre Schwerter blinkten im Mondlichte. Der Mohr sprang auf und schrie mit tiefer fürchterlicher Stimme: „Was wollt ihr?" Die Räuber erschracken über die schwarze Gestalt, glaubten den bösen Geist zu sehen und sprangen eilends zum Fenster hinaus. Sie beschädigten sich aber auf dem Steinpflaster so arg, daß sie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre bösen Thaten bestraft wurden.

Zu dem Mohr aber sprach der Kaufmann: „Du

sollst nun für immer in meinem Hause bleiben und deine alten Tage bei uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Freundschaft, die wir dir erwiesen, hast du uns eine große erzeigt. Ja, Gott hat unsere Gastfreundlichkeit gegen dich reichlich belohnt, und dich, du guter schwarzer Mann, zu unserem Schuzengel ausersehen, uns und das Unsrige gegen Mord und Raub zu beschüzen."

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchsten wiederum gesegnet.

---

100. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeeres, wohin sie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank und eine Felsenhöhle ihre Wohnung.

Die Kinder konnten sichs nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen; sie wußten nichts mehr von dem festen Lande, und Brod, Milch, Obst und was es dort noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Eltern hatten eine große Freude und hofften nun von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, alle zugleich auf das feste Land zu bringen, und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache bretterne Fahrzeug stieg und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! Drüben ist es ja besser — und ihr Alle kommt ja bald nach!"

Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht, in dem besseren Lande sehen wir uns Alle wieder."

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern, und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. „O, wie thöricht war unsere Furcht, sagten die Kinder, nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen."

„Liebe Kinder! sprach der Vater, unsere Überfahrt von jenem wüsten in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung. Es steht uns Allen noch eine weitere Reise — aber in ein noch viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein — wiewohl nur schwaches — Bild des Himmels; die Überfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes

Schifflein erinnert an die Bahre, in der vier schwarze Männer uns einst forttragen werden. Aber, wenn einst die Stunde schlägt, da ich, euere Mutter oder ihr fort müsset, so erschrecket nicht. Der Tod ist für gute Menschen nichts als eine Überfahrt ins bessere Land."

Das glücklichste Ufer,
Wir grüßen es bald;
Und dann sind die Wetter
Und Stürme verhallt.

Verzeichniß

der

Erzählungen nach den Aufschriften.

		Seite
1.	Das betende Kind	3
2.	Das junge Apfelbäumchen	4
3.	Der große Birnbaum	5
4.	Die Erdbeeren	6
5.	Die Kirschen	8
6.	Die Pflaumen	9
7.	Die Weintrauben	10
8.	Die Kastanien	11
9.	Der Apfel	12
10.	Die goldenen Nüsse	14
11.	Die Nußschale	15
12.	Das Rosenstöckchen	16
13.	Die Rose	17
14.	Die Lilie	17
15.	Die Nelke	18
16.	Die Maiblümchen	19
17.	Die Veilchen	20
18.	Das Vergißmeinnicht	21
19.	Die Resede	22
20.	Das Blumenkörbchen	23
21.	Der Blumenkranz	24
22.	Die schöne Purpurfrucht	24
23.	Der Goldstrauch	25
24.	Das Mohnkörnlein	26
25.	Die Kürbisse	28
26.	Der Kohl	29
27.	Reis und Stroh	29
28.	Der Splitter	30
29.	Der schöne Eichbaum	31
30.	Die Rose u. d. Bienen	33
31.	Der Haushahn	33
32.	Die Henne	35
33.	Die Tauben	35
34.	Die Schwalben	37
35.	Die Spazen	38
36.	Die Emmerlinge	39
37.	Die Meise	40
38.	Der Kuckuk	41
39.	Das Rebhühnernest	42
40.	Der Papagei	42
41.	Das schöne Reitpferd	43
42.	Das Füllen	44
43.	Die Kuh	45
44.	Die Kuhschelle	47
45.	Der Ziegenbock	48
46.	Der Hirsch	49
47.	Die Karpfen	50
48.	Die Eidechse	52
49.	Die Sonne	53
50.	Der Mond	54
51.	Der schönste Stern	55
52.	Das Donnerwetter	56

1941

	Seite
53. Das Regenbogenschüsselein . . .	57
54. Die vier Elemente .	58
55. Die Perlenschnur .	59
56. Der Taffet . . .	61
57. Der Spiegel . .	62
58. Der Zauberring .	63
59. Das neue Kleid .	65
60. Der Mantel . . .	66
61. Die Schuhe . . .	67
62. Der Schuhnagel .	68
63. Das Strickkörbchen	69
64. Die Strickarbeiten .	70
65. Das Garn . . .	71
66. Die Kette . . .	72
67. Der Strick . . .	73
68. Zweierlei Trinkgläser	73
69. Die Suppe . . .	74
70. Die Milch . . .	75
71. Wasser und Brod .	76
72. Die bezauberten Eier	77
73. Die gebratene Gans	78
74. Das Morgengebet .	79
75. Das Abendgebet .	80
76. Die Mutterthräne .	81
77. Die Hausmittel .	82
78. Das Geburtstagsgeschenk	83
79. Die Namensunterschrift	84
80. Der Reichthum .	85
81. Das wohlangewandte Geld	86
82. Der Jahrmarkt .	87
83. Die Masken . .	88
84. Der Schaz im Walde	89
85. Der Hirtenknabe .	89
86. Das geschickte Dienstmädchen	90
87. Der wohlthätige Gärtner	92
88. Der Gartendieb .	93
89. Der Hausdieb . .	93
90. Der junge Fischdieb	94
91. Der Räuber . .	95
92. Der Horcher . .	96
93. Die Näscherin .	97
94. Die guten Nachbarn	97
95. Der Hufschmied .	98
96. Der Gefangene .	99
97. Der Blinde . .	100
98. Der Taube . .	102
99 Der Mohr . .	103
100. Das bessere Land	104

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

LD

Schmid

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph von, 1768-1854

Lehrreiche kleine Erzählungen für Kinder ein Lesebüchlein für Volksschulen

Bd.: 2

Wiesensteig [ca. 1833]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 99 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279391-4